Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

...auer'sche Leihbibliothek.

(...tenfeldergasse Nr. 8.)

Novellen

von

Adelheid von Auer.

Zweiter Band.

Göttingen,
Verlag von Georg H. Wigand.
1858.

Inhalt.

Die beiden Grafen.

Der Frühling lockte geschäftig die in der Erde schlummernden Keime hervor und schmückte die Bäume mit dem zarten hoffnungsvollen Grün, das eben nur dieser reizenden Jahreszeit eigen ist. Die balsamische Luft verrieth die Veilchen im Grase, trotz aller Vorsicht mit der sie unter die grünen Blätter geflüchtet und die Vögel stimmten ihre kleinen Kehlen zum Sonntagskonzert des Lenzes. Nichts destoweniger war die schöne Kastanienallee, der Hauptspaziergang der Einwohner des kleinen Städtchens S..., ziemlich verödet und die Abendsonne lächelte nur dreien jungen Mädchen, die eifrig plaudernd und gestikulirend die schöne Allee auf- und abgingen. Sie sprachen nicht in dem Flüsterton, der jungen Damen, die ja immer kleine interessante Geheimnisse haben welche um Gotteswillen kein Mensch hören darf, eigen ist. Es war kein Lauscher in der Nähe, kein müßiger Spaziergänger, der ein Wort hätte auffangen

können und so dämpften sie die Stimmen nicht, trotz aller vertraulichen Mittheilungen. Man kritisirte den vergangenen Winter, man zählte die Bälle — nicht des Winters, nein die des ganzen Lebens: die Summe war nicht groß, um so weniger, da man die Kinderbälle, deren die kleine Emma erwähnte, als nicht mitzuzählende mit Lachen zurückwies. Man baute endlich Luftschlösser, entwarf Pläne für die Zukunft, d. h. für den Sommer — denn bei sehr jungen und sehr alten Menschen reicht die Zukunft nicht weiter wie höchstens von einer Jahreszeit zur andern — und tauschte manche Erinnerung der Pensions- oder wie die jungen Damen meinten, der Passionszeit mit einander aus.

„Aber wo bleibt nur Marie", unterbrach endlich die älteste der Mädchen den interessanten Bericht einer ihrer Gefährtinnen und beraubte so die übrigen des Vergnügens zu erfahren, was Fräulein von D. gesagt,. als Frau von L. die Unklugheit begangen, den Anzug des Fräuleins von S. auf dem letzten Ball als den elegantesten und geschmackvollsten der ganzen Saison zu bezeichnen.

„Ach, Marie hat nur Einen Gedanken im Kopf", erwiederte Clara, eine zarte feine Blondine, in deren blauen Augen doch etwas lag was Energie wenn auch eine sanfte verkündigte, „sie ist für unsre Freundschaft verloren, so lange der fatale Gegenstand alle ihre Sinne einnimmtt."

„Es ist eine Thorheit, ich gebe das zu", sagte die

kleine Emma und zuckte die Achseln und gab dem Munde einen so nachdenklichen Zug, daß ihre funfzehn Jahre sich in die Augen flüchten mußten, um darüber zu lachen, „aber“, fuhr sie fort, „es ist eine interessante Thorheit! und ich denke fast wie Marie, ich möchte ihn gar zu gern einmal sehen und hören, wenn ich mich auch nicht so vollständig von ihm beherrschen lasse, wie diese.“

„Ich hoffe, Ihr werdet ihn alle Beide nicht sehen noch hören“, sagte Auguste, die älteste der Freundinnen. „Der gute Graf, wie wir ihn einmal schlechtweg unter uns nennen, hat schon mancher leidlich vernünftigen Person den Kopf verdreht und ich fürchte für Eure sechszehnjährigen Köpfchen.“

„Nun, wie alt bist Du denn?“ fragte lächelnd Clara.

„Ich, ach ich bin ja schon achtzehn Jahr“, erwiederte Auguste und fuhr dann fort, „und das Alter macht's nicht allein, sondern die Vernunft und Ihr wißt, daß ich vernünftig bin, daß ich mich bemühe, die Dinge im rechten Licht zu sehen und mich nicht von meiner Phantasie beherrschen lasse.“ Und sie machte ein so ernsthaftes, nachdenkendes Gesicht, daß man sah, hinter all' dieser Jugendblüthe, diesem hoffnungsvollen Feuer der großen schwarzen Augen lag ein beherrschender Gedanke, einer, der die Richtung des jungen Gemüths bestimmte.

„Mit achtzehn Jahren schon vernünftig, ach was

bleibt Dir dann für künftig", sagte Clara leise und reimte so, ohne es zu wollen, etwas Ungereimtes; aber die kleine Emma erging sich in echt kindlichem Zorn über die fatale leidige pedantische Vernunft, der sie niemals huldigen wolle, weil sie alles Vergnügen verderbe, immer Nachdenken verlange wo es doch viel hübscher sei frisch aus der Seele heraus zu handeln, und die das Leben ernst und langweilig mache, während doch der liebe Gott gewiß viel lieber fröhliche Gesichter sehe und es ihm doch auch Spaß mache, wenn einmal irgend ein kleiner unvernünftiger Streich ausgeführt werde, wäre er nur lustig und natürlich, nicht boshaft."

Ihre gewiß sehr vernünftige Abhandlung wurde unterbrochen durch die lang erwartete Marie, die so leichtfüßig, mit so strahlenden Augen auf die Freundinnen zukam, daß ihre Erscheinung allein schon die gute Nachricht verkündete, die sie zu bringen hatte.

„Er ist da, Er ist da!" rief sie schon von Weitem und dann den hunderttausend Fragen zuvorkommend, die sich auf die Lippen, in die Augen der Freundinnen drängten, so daß keine Platz fand, fuhr sie fort: „Er ist so eben angekommen. Bertha hatte mir Tag und Stunde Seiner Ankunft vorher schriftlich angezeigt. Zum Glück war die Tante zu heute ausgebeten und hatte mir schon vorher die Erlaubniß gegeben Euch einzuladen. So war das Feld frei und als ich mit klopfendem Herzen

den Ton des Posthorns hörte, eilte ich selbst zur Post Ihn abzuholen und bin nun hier, damit Ihr mir folgt, sogleich folgt."

Auguste schüttelte ein wenig den Kopf zu Marien's sonderbarem Verfahren, aber sie folgte doch, und so waren sie denn einen Augenblick darauf bei Marie versammelt, die sie mit einer gewissen Feierlichkeit in die Wohnstube führte und, in die Mitte des Zimmers deutend, sagte: „So habe ich denn das Vergnügen Euch den lange erwarteten sehnlichst herbeigewünschten Gast, den Herrn Psychographen vorzustellen." Und damit nahm sie das Tuch fort das den geheimnißvollen Gegenstand verhüllte und, nachdem sie aus dem Briefe der Freundin die nöthigen Anweisungen zur Behandlung desselben vorgelesen, versammelten sich Alle um den Tisch, den Scherz, den Alle außer Auguste wie den feierlichsten Ernst behandelten, zu beginnen.

„Glaubt Ihr aber auch daran?", fragte Marie, „er antwortet nur Gläubigen."

„Ich muß wohl an ihn glauben", sagte die kleine Emma, „seit er voriges Jahr meinem Bruder prophezeite, daß er noch ein volles Jahr in Quarta sitzen bleiben würde und es wirklich eintraf, obgleich mein Bruder wirklich, wie alle Lehrer sagten, einen sehr hellen Kopf hat."

„Was nur beweist", sagte Auguste, über die wichtige Miene der Kleinen hell auflachend, „daß der junge

Herr das Licht seines Kopfes nicht auf die Wissenschaft gewendet hat, und daß der Herr Psychograph sich das Prophezeien ziemlich leicht macht, wenn er jungen windigen Schulknaben wenig Erfolg verheißt. Was mich betrifft, ich werde dem Psychographen nichts glauben, da ich nicht weiß wer ihm die Worte diktirt, denn ich selbst werde es bestimmt nicht thun. Was meinst Du dazu, Clara?" wandte sie sich an diese.

„Ich weiß es selbst nicht, ich werde den Erfolg abwarten."

Marie brauchte nicht erst gefragt zu werden, denn sie war ja längst, wie Auguste behauptete, der dämonischen Gewalt dieses Grafen von sehr neuem und sehr zweifelhaftem Adel verfallen. So fing man denn an. Emma als die Jüngste sollte zuerst fragen. Marie nahm die Feder, die angegebenen Buchstaben zu notiren. Nachdem Emma nun erfahren, daß sie Emma heiße, fünfzehn Jahre alt und ein fröhliches das Vergnügen liebendes Geschöpf sei, daß ihre Hauptleidenschaft der Tanz, ihr Hauptfehler Abneigung vor Handarbeiten und ihr größter Schrecken die Einsamkeit sei, lauter Dinge, die eine wunderbare Wahrheit enthielten, bat sie nun mit zitternder Stimme um einen Spruch für die Zukunft. Der Psychograph sagte:

Pocht es dreimal an die Thür,
So gieb Acht, dann gilt es Dir.

Den, der dann wird vor Dir stehn
Hat das Schicksal sich ersehn,
Zu retten Dich aus großer Noth,
Die schlimmer als der Tod Dir droht.

„Gott erbarme sich", sagte Emma mit so jämmerlicher Miene, daß Alle laut auflachten, selbst Marie, die doch von dem Ernst der Stunde ergriffen war, sich aber auch zuerst faßte und die kleine Emma damit tröstete, daß sie ja doch gerettet werden würde.

„Ach was!" sagte diese, „dann will ich nur lieber gleich sterben, als vielleicht halb verbrannt oder halb ertrunken oder halb übergefahren gerettet zu werden und dann Wochen zu brauchen, ehe ich mich wieder erhole, um unter Menschen gehen zu können. Nein, ich will nicht, daß mich Jemand rettet. Der dumme, garstige Psychograph!" Und sie nahm nun die Feder, während Marie fragte.

Nachdem auch sie über Alter, Namen und die speziellsten Eigenschaften aufgeklärt war, empfing sie als Schicksalsspruch:

Er, den jetzt das Schicksal meint,
Er ist immerdar Dein Freund,
Wird von Dir, als ihm verwandt,
Wilhelm stets und Du genannt.
Kommt von Kyritz, will dorthin,
Wo die Goldorangen glühn.
Was ihn trifft, sei's Leid, sei's Glück,
Nah berührt Dich sein Geschick.

Eines höre noch, was klar
Hältst Du's heut auch nicht für wahr.
Ob Du's leugnen magst anfänglich:
Erste Liebe ist vergänglich!
Doch, ist vorbei der Sonne Lauf,
Geht wohl ein Stern noch leuchtend auf.

„Wie heißt Dein Vetter?" fragte Auguste halb neckend Marien.

„Wilhelm", erwiederte diese kleinlaut und setzte dann, Augustens lachende Stirne bemerkend, hinzu, „von ihm kann der Psychograph nicht sprechen. Er wird überhaupt für's Erste nicht kommen und dann schwerlich aus Kyritz, denn er ist in Berlin."

Nun kam Clara an die Reihe. Der Psychograph, der die Zukunft der jungen Mädchen für untrennbar von irgend einem jungen Mann zu halten schien, sagte:

Nach des Vaters Willen hat er studirt,
Auf der Mutter Wunsch das Schwert geführt,
Nach eigner Neigung beides quittirt.
Ist halb Künstler, halb Poet,
Und die Welt ihm offen steht.
Hat manchen muntern Streich verübt,
Ist oft verschuldet, oft verliebt,
Doch hat Dich, der fern er scheint,
Erst der Tod mit ihm vereint,
Hast Du, was mehr als Goldes werth,
Wahre Liebe ihn gelehrt,
Dann wirst Du die Schätze heben,
An denen reich sein inn'res Leben.

„Aber jetzt meint der Psychograph meinen Vetter",

sagte Marie mit einem Ton, der munter klingen sollte, aber es unverkennbar nicht vermochte. Wilhelm hat erst studiren müssen, ehe er sich für einen Lebensberuf entschiede; dann bildete er sich ein, seiner Mutter Vorliebe für den Soldatenstand zu theilen und wurde Militair. Aber er ist wirklich ein wenig Genie, malt und dichtet allerliebst, und die Soldatenpassion ging ihm über. So nahm er den Abschied. Er ist vielleicht ein bischen unbeständig, denn das ist wahr, er verliebt sich sehr leicht und Schulden und muntere Streiche hat er öfter gemacht. Du siehst, es trifft Alles zu."

„Nun dann habe ich ja Anweisung auf ihn nach dem Tode"! sagte Clara. „Und hätte der Psychograph jetzt Mariens Herzensgeheimniß ausgeplaudert, so würden die jungen Mädchen erfahren haben, daß ihr ordentlich leicht wurde bei dem Gedanken, den geliebten Vetter doch wenigstens erst nach seinem Tode an Clara abtreten zu müssen. Denn noch suchte sie das Ziel ihrer Wünsche nicht im Jenseits. Sie liebte den Vetter wirklich. Bei jungen Mädchen ist der Vater gewöhnlich die erste Autorität, der Bruder, besonders wenn er jünger ist, der erste Courmacher, und der Vetter die erste Liebe. Der Vater behauptet die Autorität, wenn er dem jungen Mädchen später das Recht eigenen Verständnisses einräumt und nicht mehr absolut herrschen will, der Bruder wird der Freund der Schwester oder entfremdet sich ihr, je nachdem, — und der Vetter? Nun, wir werden ja sehen,

was aus Mariens Vetter wird. Jetzt war er Gegenstand aller ihrer Gedanken und Wünsche. Sie war eine Waise, von seiner Mutter erzogen, sie hatte ein ruhiges, anschmiegendes Wesen, nicht viel eigenen Willen, das war ihm sehr bequem; sie fand Alles schön und gut, was er that, das gefiel ihm; sie war oft Vermittlerin zwischen seinen Wünschen und denen seiner Mutter, dafür hatte er sie lieb. Sie war zwar seine Vertraute, wenn er ernstlich, und das war schon oft vorgekommen, verliebt war; aber sie meinte, das seien doch nur Irrthümer seines Herzens; einst werde er die Wirklichkeit erkennen und bei ihr, der ersten Freundin seiner Kindheit und Jugend, das beständige Glück finden das er bisher vergebens bei Andern gesucht. Auf diesem Grund und Boden wuchs die Pflanze ihrer Liebe, ob eine Treibhausblume, ob wurzelnd in ihrer eignen von der Natur ihr zugewiesenen Heimath, wer konnte es wissen? denn noch war sie nicht zur vollständigen Blüthe gekommen und die Knospe harrte des Wortes, daß sie erschließen sollte. — Aber wir vergessen Augusten. Sie behandelte den Psychographen etwas vornehm, etwas obenhin. Ihre Eigenschaften wollte sie nicht von ihm wissen, sie kenne sie allein; über Alter und Namen war sie auch ohne seine Bestätigung vollständig klar; sie wünschte nur einen Spruch für die Zukunft und sprach nur die Hoffnung aus, daß ihr Loos nicht auch wie Marien's und Clara's an einen „Wilhelm" gebunden würde: denn nächst

Christoph und Gottlieb wäre das der ungenteelste Name der ihr bekannt sei. Mit diesem Protest legte sie ihre Hand auf die hölzerne Platte und trotz ihrer Ungläubigkeit pulsirte doch das Blut etwas schneller in ihren Adern, als die Nadel sich rasch von einem Buchstaben zum andern bewegte. Dann hörte sie, was Marie ihr vorlas:

Was Du mit Augen siehst ist oft nur Schein;
Was Du nicht fassen kannst wird dennoch sein;
Es hilft mit Lachen sich, wer's nicht versteht;
Doch kommt die Reue einst, ob früh, ob spät.
Der Name Wilhelm scheint Dir nicht genteel,
Doch ist ein Wilhelm Deines Lebens Ziel —

„Das ist nicht wahr, bei Gott nicht wahr!" fuhr Auguste dazwischen und erröthete dann über ihre Heftigkeit und Marie las weiter:

Nicht immer Wilhelm ist was Wilhelm scheint
Doch Wilhelm ist, wo Du es nie gemeint
Und wenn von Wilhelms Du umgeben bist,
Ist der nicht weit, der auch Dein Wilhelm ist.
Der Name ist, weil Du ihn schmähst, nicht schlechter:
Doch rächen wird er sich an dem Verächter,
Willst einen Grafen Du nicht respectiren,
Wird Dich ein andrer Graf dafür düpiren.

Auguste lachte laut auf. „Wahrhaftig, ich glaube," sagte sie, „der Herr Psychograph heißt selbst Wilhelm, daß er so für den Namen eine Lanze bricht. Wilhelm der Allwissende," fügte sie mit einer tiefen, komischen Verbeugung hinzu, „vorläufig bitte ich um Verzeihung,

wenn ich mich weder vor dem rächenden Wilhelm, noch dem siegenden Wilhelm, noch alle den andern Wilhelms die seinen Hofstaat bilden fürchte, wenn ich nur einen Theil der Prophezeihung wahr mache, indem ich über das lache was ich allerdings nicht verstehe. Aber soviel ist gewiß," setzte sie plötzlich ernst werdend hinzu; „ein Wilhelm hat weder mein Herz, noch wird er es je erringen. Ich spreche nicht aus Leichtsinn oder Scherz so, sondern weil ich es weiß; und kurz und gut: ich werde lieber sterben als einen Wilhelm heirathen!" —

„Ich glaube, Du hast etwas recht Unvernünftiges gesagt," wandte die kleine Emma schüchtern ein, Clara sah erstaunt die Freundin an und Marie hatte halb und halb Lust es im Namen ihres Vetters übel zu nehmen. „Genug," sagte sie dann, „wir haben nun Alle unser Theil, ich behalte meinen Freund, Clara hat eine Anweisung auf das Jenseits, Augustens Sammlung ist überkomplet, nur Emma bleibt noch über ihren Retter im Unklaren." Aber als sollten ihre Worte zu schanden gemacht werden, so tönten jetzt plötzlich drei starke Schläge an die Hausthür und kaum hatte die Blässe des Schrecks auf den Gesichtern der jungen Mädchen einer flüchtigen Röthe Platz gemacht und Marie Zeit gehabt den verrätherischen Psychographen bei Seite zu räumen, als eilige Schritte die Treppe herauf tönten, die Thür hastig aufgerissen wurde und ein junger Mann eintrat, bei dessen Anblick Mariens Lippen ein leichter

Schrei entfuhr, während er selbst stehen blieb, erstaunt über die sichtliche Bestürzung die sein Erscheinen erregte. Marie faßte sich zuerst, „mein Gott,“ sagte sie, „wie Du mich erschreckt hast, aber wo kommst Du so plötzlich her? was willst Du hier? wo willst Du hin?“ „Da hätten wir drei Fragen auf einmal,“ sagte lachend der junge Mann, „die rechte, ächte Damenart! nun gut, ich komme von Kyritz“ — „Von Kyritz?“ riefen die jungen Mädchen Alle auf einmal. „Nun ja, was ist dabei weiter?“ fuhr der junge Mann erstaunt fort, „ist es denn despektirlich von Kyritz zu kommen? ich habe einen Freund dort besucht. Was ich hier will? nun Cousinchen, dazu sollst Du mir bei der Mama verhelfen. Und wohin ich will? um keiner Frage eine Antwort schuldig zu bleiben, ich will reisen, will die Welt sehen, will für's Erste nach Italien, dahin, dahin,“ recitirte er dann mit komischem Pathos, „laß mich mit Dir, nein, nicht mit Dir“, unterbrach er sich selbst, „vorläufig will ich allein dorthin ziehn.“ Und während er so schwatzte, hatten die Mädchen leidlich ihre Fassung wiedergewonnen, Marie stellte ihn ihrer Freundin Clara, der einzigen, die ihn noch nicht kannte, als ihren Vetter, den Grafen N. vor, man nahm Platz um den Theetisch wobei sich die kleine Emma den möglichst entfernten Platz von ihrem zukünftigen Retter aussuchte und versuchte eine Conversation, die aber trotz des Grafen Lebhaftigkeit öfter in's Stocken gerieth. Marie war verstimmt, Clara träumerisch, Emma

sah mit Scheu den Grafen an und sprach nur wenn sie gefragt wurde; und Auguste, die immer den Grafen mit jener Art Freundlichkeit behandelte die nicht einen Grad über Gleichgültigkeit hinausgeht, war heute, Dank dem Psychographen, fast abweisend. Marie dachte im Stillen mit Bedauern daran, wie schade es sei, daß Wilhelm's Brief der seine Ankunft melden sollte nicht angekommen sei und sie so den Abend sich und ihm verdorben habe: war sie froh, das die Freundinnen endlich aufbrachen.

„Nun sage mir um Gotteswillen, was ist los?" sagte der junge Mann, der die Damen hinunter begleitet und jetzt wieder in's Zimmer trat. „Als ich ankomme, höre ich schon von unten das lebhafteste Geplauder, fröhliches Lachen. Ich denke, Du hast Alles was schön und liebenswürdig zu meinem Empfang bestellt, ich stürze die Treppe hinauf, ich trete ein und da ist es als ob der Habicht in den Taubenschlag einbricht. Du blaß vor Schreck, die kleine Emma (die sich übrigens allerliebst entfaltet hat) zittert, sobald ich sie ansehe und kann sich kaum überwinden zu antworten, Fräulein von R. oder Clara wie Du sie nennst erröthet ein über's andre Mal, und meine alte Bekannte Fräulein Auguste mit der ich doch sonst auf leidlichem Fuße gestanden und die, wie ich glaube, den Teufel nicht fürchtet, ist heute so auf der Defensive, daß ich deutlich sah, sie hatte Angst vor mir! Nun sage, was ist geschehen?

hat die Mama über mich geklagt? hast Du mich verleumdet Cousinechen?“

„Ach Wilhelm,“ entgegnete Marie und sah ihn so vorwurfsvoll an, daß er laut auflachte und doch gerührt von ihrer treuherzigen Miene ihr die Hand küßte. Aber er nahm sie ordentlich in's Gebet. Marie war ein liebes gutes Mädchen und wußte die Dinge in der Nähe ziemlich gut zu unterscheiden, aber einen hellen Blick für fernliegende Sachen hatte sie nicht; zudem war der Vetter, der sie ausforschte und ihre ausweichenden Antworten zu weiteren Fragen benutzte, der aus einem Strohhalm den sie ihm reichte so viel machte daß sie selbst erstaunt darüber war, genug der Vetter war ihr Freund, ihr Ideal, den sie mit aller Schwärmerei einer zum ersten Mal erwachten Empfindung liebte, — ist es da zum Verwundern, daß er in einer halben Stunde Alles wußte und sie nur, was die selbsterhaltene Prophezeiung betraf, sich beschränkte, ihm das sonderbare Zusammentreffen vom Ausgang und Ziel seiner Reise zu erzählen und daß er in jedem Verhältniß ihr Freund bleiben würde. Wilhelm amüsirte sich köstlich über ihre Geständnisse. Er meinte, er würde schon die Gelegenheit finden, sich an Augusten dafür zu rächen, daß sie ihn und alle Träger seines Namens für ungefährlich erkläre, daß sie den Namen Wilhelm sogar neben Christoph und Gottlieb setze, obgleich es doch ein königlicher Name sei was man von den beiden andern nicht sagen könne; er versicherte, Emma

während der acht Tage seines hiesigen Aufenthaltes möglichst wenig verlassen zu wollen, und hoffe, ihre sittliche Angst und Verstörtheit werde vielleicht irgend eine Gefahr hervorrufen, aus der er sie retten könne; er fand Clara so sentimental und schwärmerisch aussehend, daß es ihm lieb sei, wenn der Himmel sie ihm erst im Jenseits bestimmt, da sie auf Erden doch schwerlich für ihn passen würde; versicherte Marien der Ewigkeit seiner Freundschaft und gab schließlich ihr auf ihr dringendes und ängstliches Bitten sein Wort, den kleinen an den Freundinnen zu Gunsten des Vetters verübten Verrath auf's Tiefste zu verschweigen.

Während ihnen so die Stunde bis zur Heimkehr der alten Gräfin schnell genug verging, hatten die jungen Mädchen ihren Heimweg angetreten. Mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, war diesmal kein Gespräch, weder ein flüsterndes noch ein lautes aufgekommen, nur als sie sich von Augusten trennten, sagte Emma leise zu dieser: „Der gräßliche Mensch ist also wirklich uns Allen prophezeit und es ist gewiß wahr, was der Psychograph gesagt hat.“ Auguste lachte: „es wird so wenig wahr, wie ich je einen Wilhelm lieben werde.“ Und damit umarmte sie herzlich die Freundinnen und nachdem sie noch ein Stündchen mit der Mama geplaudert, ging sie in ihr Zimmer, wo der Mond, durch die Vorhänge des Fensters hindurch sie noch lange sitzen sehen konnte, den Kopf in die Hand gestützt, und wenn auch ernsten, so

doch gewiß glücklichen Gedanken hingegeben: denn das Auge blieb klar und der Mund trug nur den Zug lächelnden Nachdenkens. Sollen wir dem Leser verrathen, warum sie so die Prophezeiung des Psychographen verachtete, warum sie so sicher war nie einem Wilhelm einen siegenden Einfluß auf ihr Herz zu gestatten? denn da sie uns selbst gesagt, daß sie vernünftig sei, kann man ihr unmöglich zutrauen, daß nur Laune und Vorurtheil ihr Benehmen bestimmt haben könnten. Nun gut: sie meinte ihr Schicksal sei schon bestimmt, in ihrem Herzen herrschte ein Namen, der nicht Wilhelm hieß und, von der Wahrheit und Treue ihrer Empfindung überzeugt, wollte sie selbst im Scherz keinen Zweifel aufkommen lassen. Doch hören wir ihre kleine Herzensgeschichte. In dem kleinen Städchen S. geboren, hatte sie ihre Kindheit dort zugebracht, war dann nach des Vaters Tode in der Pension erzogen worden und hatte somit von der Welt nichts weiter gesehen, als sie ihre Mutter im vergangenen Sommer in's Bad nach E. begleitete. Das junge wie eine Rose blühende Mädchen, dessen natürliche Heiterkeit und schalkhafte Laune durch mädchenhafte Zurückhaltung in so hübschen Grenzen gehalten wurde, gefiel allgemein. Das unbeschreibliche Interesse und natürliche Erstaunen, mit dem sie alles Neue um sich her auffaßte, der gesunde Verstand in ihren Anschauungen, die Lebhaftigkeit ihres Geistes, dessen jugendliche Wärme doch nie in jugendliche Schwärmerei ausartete,

erhöhte ihre Liebenswürdigkeit und eine natürliche Anlage zum Witz, der aber noch harmloser Humor war und spielte ohne zu verwunden, ließ sie unendlich pikant erscheinen. So war sie bald die gefeiertste, gesuchteste Dame der Saison und die Mutter, schwach wie viele Mütter es in diesem Punkte sind, berauscht von den Huldigungen die das junge Mädchen empfing, ja berauschter als Auguste selbst, that nichts, dem gefährlichen Vergnügen zu steuern das natürlich ein junges Herz empfindet wenn es sich von Huldigungen und Aufmerksamkeiten umgeben sieht. Aber Auguste hatte einen gesunden Sinn und ein unverdorbenes Herz und die Gefahr, mit der die Eitelkeit drohte, war vernichtet als dieses Herz plötzlich in seinen wahrsten und tiefsten Empfindungen berührt wurde. Unter den vielen anwesenden Fremden hatte sich Auguste besonders an Frau von L., eine erst seit Kurzem verheirathete Frau, angeschlossen und ihr freundschaftliches Verhältniß wurde zum innigsten Herzensbündniß, als der Bruder der Frau von L., Graf Armand P. ankam und nach dem Verkehr weniger Wochen er sowohl, als Auguste eine tiefe mächtige Leidenschaft für einander empfanden, die ein Jeder für ewig hält, wie es manchmal wirklich ist, die aber ebenso oft, indem sie aus dem Nichts entsteht, auch wieder in ihr Nichts zurücksinkt. Armand war aber ein fertiger Charakter, ein gereifter Mensch, und was er empfand, grub sich in Erz. Er war ernst und zurückhaltend, streng

in seinen Anforderungen an sich und Andere, aber er verstand es die Blüthen des Geistes und Herzens hervorzurufen wo es ihm der Mühe werth erschien, und Augustens frischer kräftiger Geist gab ihm dazu den schönsten und reichsten Spielraum. Durch ihn wurde sie sich erst des Lebens und ihrer selbst bewußt und so kam es spielend und unwillkürlich vom Wohlgefallen zur Bewunderung, von der Bewunderung zur Liebe.

Der guten Mutter, die ihre Pläne mit Augusten hatte, der ein Schwarm von Verehrern nicht störend gewesen, der es aber ein specieller wurde, dachte eben daran abzureisen und so die Gefahr zu vernichten, als das was sie fürchtete schon geschehen war. Armand hatte gesprochen und Auguste geantwortet und als sie Beide zur Mutter kamen, Auguste mit strömenden Augen und überwallendem Herzen, Armand mit jener tiefen Rührung in Wort und Blick der auch das kräftigste Gemüth in solchem Lebensmoment hingegeben ist, da sah sie mit Schreck, daß ihre Vorsicht zu spät kam. Und doch versuchte sie es mit einem Nein.

Aber da sie gegen Armand nichts einwenden konnte als ihren Lieblingswunsch den sie nicht sagen wollte, da sie keinen Vorwand hatte als Augustens Jugend, so kam denn doch ein Vergleich zu Stande. Frau von J. stellte ein Jahr zur Prüfung als Bedingung. Die beiden jungen Leute sollten sich weder sehen noch schrei-

ben, sollten sich als vollständig frei betrachten, Auguste sollte nicht einmal ihren Freundinnen ein Wort davon erzählen, denn die Mutter fürchtete den Einfluß der Freundinnen, der denn doch bei Weitem ungefährlicher ist als eine im Stillen gehegte Leidenschaft. Sie blieb fest bei ihrem Entschluß, erst den in einem Jahr erneuten Antrag bewilligen zu wollen, und so reiste Armand ab und Auguste hatte ihn seitdem nicht wiedergesehen. Erst war sie unsäglich traurig, sie dachte an nichts als an ihn und da sie an ihn nicht schreiben durfte, schrieb sie bogenlange Aufsätze in ihr Tagebuch und ging wie eine Träumende umher.

„Du bist recht eigennützig, Auguste, sagte die Mutter einst. „In dem Wunsche mich zu verlassen, vergißt Du mich schon während Du bei mir bist, und ich habe doch mein Lebelang an nichts Anderes gedacht als an Dich.“

Ein vernünftigeres Wort hätte die Mutter nicht sagen können! es appellirte an Augustens Herz und Geist und ersteres war warm und gut und letzterer hell. Sie sah ihre Undankbarkeit, ihre Thorheit ein. Sie gelobte sich vernünftig zu sein, sie stellte sich vor wie kurz ein Jahr des Ausharrens gegen ein Leben voll Glück und Liebe, sie dachte daran wie viele Andere sich mit einer Hoffnung begnügen mußten wo sie eine Sicherheit habe, sie rief sich die Liebe und Sorge, die Aufopferung der

Mutter zurück und schämte sich Alles vergessen zu haben vor dem neuen Gefühl.

So verbrannte sie ihr Tagebuch, so gab sie die vielen Stunden einsamen Nachdenkens auf, so widmete sie ihre Zeit wieder der Mutter und, obgleich es ihr selbst kein Vergnügen machte mit der Welt und in ihren Zerstreuungen zu leben, folgte sie doch in Allem den Wünschen der Mutter. Während dabei in ihrem Herzen die Liebe immer neue Blüthen trieb und an der eignen Treue das Vertrauen zum Geliebten sich befestigte, schmeichelte sich die Mutter mit der Hoffnung, sie könne vergessen und ihr Lieblingsplan dennoch ausgeführt werden. Eine aus ihrer Jugendzeit sich herschreibende Freundschaft verband sie auf's Innigste mit der Gräfin N., Wilhelms Mutter und die Idee, diese Freundschaft einst durch die Vereinigung beider Kinder noch zu befestigen war ein Lieblingsplan Beider seit langer Zeit. Die betreffenden Personen hatten bis jetzt nichts davon erfahren, es war nur zwischen beiden Frauen ein freundschaftlicher Verkehr aufrecht erhalten worden, und Gräfin N. schlug zu diesem Zwecke öfter ihren Winteraufenthalt in S. auf. Frau von J. brachte meist den Sommer auf dem Gute der Gräfin zu. So kannten sich Wilhelm und Auguste von Kindheit an, verkehrten als Kinder wie Geschwister mit einander, nannten sich als sie erwachsen waren: Sie und Fräulein Auguste und Graf

Wilhelm und hatten bisher noch nie daran gedacht sich zu lieben.

Aber Augustens gleichgültiges Wohlwollen für Wilhelm nahm fast einen Schein von Abneigung an, als die Mutter, erschreckt von ihrer Liebe und in der Furcht, ihr romantischer Wunsch könne scheitern, wie ja meist die Romantik vor der Wirklichkeit schwinden muß, sich unkluger Weise verrieth und, ohne daß sie es klar ausgesprochen hätte, Auguste doch nicht im Zweifel über die Absicht der Mutter bleiben konnte. Von daher datirte sich ihre Abneigung gegen den Namen Wilhelm, den sie früher blos unbedeutend gefunden. Jetzt bedeutete er Störung ihres Glückes, und daher ihre Heftigkeit, ihre Indignation, als der Psychograph ihr auf den Kopf zugesagt, ein Wilhelm sei es der ihr Herz erringen und besiegen solle.

Soweit Auguste. Was die kleine Emma betrifft, so war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte, wie sehr es ihrer geselligen Natur zuwider war, so lange Wilhelm in S. war, in der tiefsten Zurückgezogenheit leben. Wo er war, da lauerte zwar keine Gefahr für ihr Herz: denn theils dachte sie an solche noch nicht, theils betrachtete sie Wilhelm als Mariens Eigenthum, da natürlich Mariens drei intimste Freundinnen in ihrem Vertrauen waren. Aber sie fürchtete eine Gefahr für ihr Leben und ihr Leben ging ihr über Alles. Sie war funfzehn Jahre alt, das angebetete Kind ihrer Eltern, hatte viele

Freundinnen und darunter Clara, welche die intimste war, mit der sie in der Pension Freud' und Leid, das magere Butterbrod und die Sonntags-Chokolade getheilt, die zwar nicht in S. lebte aber doch schon seit acht Wochen bei ihr zum Besuch war und alle Zukunftsträume mit ihr besprochen hatte. Und in dieser Zukunft spielten für's Erste Bälle und Landparthien eine Hauptrolle, die wechselnd und reizend sich in ein ungewisses Lichtmeer verloren, aus welchem Lichtmeere sich dann wohl einst ihr Loos gestalten würde. Und dem sollte sie entrissen werden! denn war ihr auch Rettung verheißen, wer stand ihr dafür, daß sie nicht vielleicht lahm würde oder blind oder taub oder häßlich?! genug, solange der abscheuliche Graf N. in S. war, beschloß sie Alles zu opfern, Spaziergänge, freundschaftliche Besuche, selbst den letzten Ball auf den sie sich so gefreut und nach welchem Clara abreisen sollte. So war Graf N.'s Absicht, sich stets in der Nähe des kleinen Fräuleins aufzuhalten, vergeblich gefaßt. Ihr runder Strohhut mit den wehenden blauen Bändern blieb unsichtbar in der Kastanienallee; als er Visite bei ihren Eltern machte, kam sie nicht zum Vorschein; Mariens Einladungen wurden standhaft ausgeschlagen und die sonst so wahrheitsliebende Emma scheute sich selbst nicht, aus Liebe zum Leben eine kleine Krankheit zu affektiren, die Augen sehr matt niederzuschlagen, als quäle sie Kopfschmerz, und so die Angst ihrer Eltern zu erregen bei denen Emma's Ab-

scheu vor jedem Ausgehen ein so schlagendes Symptom von Krankheit war, daß selbst die blühenden Wangen und des Arztes Versicherung, der Puls sei durchaus nicht fieberhaft, sie kaum beruhigen konnten.

Emma hatte keinem Menschen etwas von ihrem Vorhaben sagen wollen außer Clara, aber Marie entlockte es ihr dennoch und dieser fragte es der Vetter ab und, da er's nicht über sich gewinnen konnte das junge Mädchen um den Ball zu bringen, veranlaßte er die die Cousine, zu ihr zu gehen und ihr zu erzählen, daß er den Tag vor dem Ball abreisen müsse. Umsonst bat Marie ihn, zu bleiben; er sagte, sie solle ihn nur machen lassen und Emma die Botschaft bringen. Von da an besserte sich Emma's Krankheitszustand ebenso plötzlich als er eingetreten war, aber sie hatte jetzt Mühe den Eltern die Erlaubniß zu dem Besuche des Balles abzuringen. Die besorgte Mama fand es sehr unvernünftig; aber Emma wollte so gern, so sehr gern unvernünftig sein und es ist ja schon manchem eben so schlagenden Grunde nachgegeben worden. Da trat sie strahlend vor Gesundheit und Vergnügen in den Saal, das weiße Kleid und die Rose im Haar standen ihr allerliebst, die jungen Augen leuchteten so hell, es konnte ihr nicht fehlen und sie nickte rechts und links den verlangenden Tänzern Gewährung zu. Da sollte der erste Walzer beginnen. Auguste, Clara, Marie, die andern jungen Damen, Alles wurde in den Kreis geführt, unsre kleine

Emma blieb stehen und ein betroffen eiliger Blick auf das Tanzbuch in ihren Händen belehrte sie, daß gerade dieser wichtigste Tanz unbesetzt sei. Und sie hatte so viele Tänzer zurückgewiesen und nun war keiner mehr da. Einen Augenblick schoß ihr das Blut in's Gesicht, aber sie besann sich schnell, machte eine leidlich fröhliche Miene und sagte nur ganz leise für sich:

„Ach, wer rettet mich aus dieser Noth? lieber sterben, als den ersten Walzer nicht tanzen!"

„Darf ich um die Ehre bitten, gnädiges Fräulein?" fragte da eine bekannte Stimme neben ihr und als sie die Augen erhob, stand Graf N. vor ihr. Einen Augenblick durchzuckte es sie wie ein Schreck und sie machte eine abweisende Bewegung, aber dann flog plötzlich ein Lächeln über ihr Gesicht und während sie ihm die Hand reichte, dachte sie: Gott sei Dank, hat der Psychograph das gemeint! Ja, ja, er hat mich gerettet! Und sie war so glücklich in dem neugewonnenen Gefühl der Sicherheit, so vergnügt, daß der erste Tanz ihr keine Pause geworden, so geneigt über ihre Furcht zu lachen, daß sie sich nun ganz ihrer kindlichen Heiterkeit hingab und Graf N. bezaubert von der kleinen Tänzerin sich noch, lange nachdem der Tanz geendet, der Unterhaltung mit ihr hingab. Aber an Graf N. machte der Abend viele Anforderungen. In einer kleinen Stadt gilt jede neue Erscheinung; er wußte das längst durch Marie, die ihm immer wieder erzählte, wenn Diese oder Jene eine vor-

theilhafte Aeußerung über ihn gemacht; und jung und ein wenig eitel, wie er war, machte ihm das Vergnügen und er wollte nach keiner Seite hin die erlangten Vortheile aufgeben. So hatte er für jede der jungen Damen einen Tanz oder eine Extratour, für jede der älteren ein verbindliches Wort und war s o allgemein beliebt! denn er war bei alledem kein Fat, seine Freundlichkeit wenn auch unterstützt durch Eitelkeit kam doch aus gutem Herzen, er war oberflächlich nur mit den Oberflächlichen und wer es verstand der entlockte ihm wohl Ideen die einen gebildeten und verständigen Geist verriethen. Marie war glücklich gewesen, als sie den Vetter eintreten sah.

Die gute Seele hatte wirklich an seine Abreise geglaubt und der freundlichste Blick dankte ihm für eine Ueberraschung, die eigentlich nicht ihr zugedacht war. Der Ball verlief wie die meisten Feste dieser Art, auf denen Tanzlust und Frohsinn das vorherrschende Prinzip. Die meisten Damen waren jung und hübsch, diese tanzten natürlich ununterbrochen, die Mütter beobachteten von ihrer hohen Estrade herab und wußten genau wer am meisten mit den Töchtern getanzt und gesprochen, welche Toiletten die ihrer Mädchen übertroffen und schließlich endete Jede damit, an den eignen Kindern etwas heraus zu finden wodurch sie allen Uebrigen vorzuziehen seien.

So war Vergnügen und Befriedigung allgemein und in der kurzen Kritik, die Graf N. bei der Rückfahrt gegen Marien aussprach, da war Auguste, obgleich sie

etwas sehr abgemessen gegen ihn gewesen, die geistreichste, Emma die liebenswürdigste und Clara die schönste Erscheinung gewesen, nur sei Letztere eben nichts als schön, denn es sei ihm kaum geglückt ihr zwei Worte zu entlocken.

So waren denn die Wintervergnügungen geschlossen und wahrlich spät genug, denn der Frühling streute schon Blüthen und durch die geöffneten Fenster strömte seine milde Luft in den Saal.

Wilhelm reiste ab, nachdem er durch eigene dringende Vorstellungen und Mariens Vermittlung bei seiner Mutter, die ihre Willenskraft gern dadurch zeigte, daß sie erst viermal abschlug, ehe sie gewährte, seinen Plan einer italienischen Reise durchsetzte. Nur gab er insofern nach, als er versprach, die Reise erst im Herbst anzutreten und wenigstens den Juli mit seiner Mutter auf dem Lande zuzubringen, wohin nach Verabredung der Gräfin mit Frau von J. diese ihr mit Augusten folgen sollte und wo sie Beide hofften daß endlich die Liebe der beiden jungen Leute zum Ausbruch kommen und die gewünschte Verbindung Thatsache werwerden sollte. So waren denn Auguste und Marie bald wieder vereinigt, während Clara zu ihren Eltern zurückkehrte und Emma nur auf die weniger beliebten Freundinnen beschränkt in S. zurückblieb. So ging Mai und Juni im Fluge vorüber für die beiden jungen Mädchen und doch erwartete die Eine den Freund, die Andere

den Geliebten. Auguste hatte treulich Wort gehalten und keine der Freundinnen ahnte ihre Herzensangelegenheit; die Mutter sprach absichtlich nicht darüber und durch Augustens gleichmäßige Heiterkeit, die nur aus einem klaren Gemüth, aus einer Gewißheit ihres künftigen Glückes entsprang, getäuscht, glaubte sie, diese habe vergessen und hoffte von Wilhelms Anwesenheit das Beste. Erst ging es auch vortrefflich. Auguste war zu hoffnungsvoll, zu glücklich, zu nah ihrem Ziele, um noch an irgend etwas Störendes zu denken; sie war freundlich gegen Wilhelm, ging auf seine Scherze ein und wurde sich nicht eher der früheren Abneigung bewußt, als bis sie auf einmal die verständnißreichen Blicke der beiden Mütter bemerkte, als Wilhelms freundliches Betragen gegen sie auf einmal einen so warmen Charakter annahm daß sie erschrocken inne hielt und zu ihrer früheren Abgemessenheit zurückkehrte.

Wilhelm hatte sich wirklich ein wenig in das schöne, lebhafte Mädchen verliebt, aber nicht genug um nicht den plötzlichen Wechsel ihres Benehmens als eine Beleidigung zu fühlen und verletzt durch das, was er Hochmuth und Geringschätzung nannte, fiel ihm die fast vergessene Geschichte mit dem Psychographen wieder ein, und indem sein aufflammendes Wohlgefallen an Auguste durch die Erkenntniß ihrer abstoßenden Eigenschaften, wie er meinte, wieder zu seiner früheren gleichmäßigen Empfindung zurückgekehrt war, erwachte die Lust,

sie für ihre herabsetzenden Aeußerungen über seinen Namen ein wenig zu foppen und lächerlich zu machen.

So kehrte er denn einst von einem seiner häufigen Ausflüge in die benachbarten Ortschaften zurück, indem er seiner Mutter für den nächsten Mittag den Besuch dreier seiner Freunde ansagte. Es kam so häufig Besuch, namentlich von jungen Leuten, daß auch dieser keinen besonderen Effekt erregte und man kaum an ihn dachte bis nächsten Tags der Wagen mit den Gästen vorfuhr.

Marie und Auguste waren im Garten. Sie fanden, als sie eintraten, die jungen Herren in voller Conversation mit den beiden alten Damen, die Wilhelm unterbrach, um seine Freunde den beiden Mädchen vorzustellen.

„Mein Freund, Baron Wilhelm G.," sagte er, auf den Einen deutend, dann auf den Andern: „mein Freund, Wilhelm von S.," auf den Dritten: „mein Freund, Graf Wilhelm X."

„Sie heißen wirklich Alle Wilhelm?" fragte Marie erstaunt, während Auguste mit einem Blick auf Wilhelm den Streich errathen hatte und keine Miene verzog.

„Mißfällt Ihnen der Name?" fragte dagegen einer der Herrn Marien.

„Nein, mir durchaus nicht," sagte diese etwas verlegen, „aber meine Freundin hier liebt ihn nicht."

„O, sollten wir wirklich so unglücklich sein, uns

durch unsern Namen ihr Mißfallen zuzuziehn?" wandte sich Graf X. nun an Auguste.

„O durchaus nicht," erwiederte diese und sagte dann es, leicht betonend und mit einem ruhigen Blick Wilhelm streifend: „des Namens wegen hat mir noch nie Jemand mißfallen" und wandte sich dann an die alte Gräfin, der sie durchaus einige wichtige Mittheilungen über verschiedenartige eben aufgeblühte seltne Gewächse des Treibhauses zu machen hatte. Aber sie konnte sich nicht lange der Gesellschaft der jungen Leute entziehen, die ihr doch lästig war, weil sie glaubte der Gegenstand eines unpassenden Scherzes zu sein. Man ging zu Tisch, ein Wilhelm führte Auguste, ein Wilhelm saß zu ihrer andern Seite, ein Wilhelm ihr gegenüber, mit Wilhelm ward fast jede Rede begonnen und geschlossen, der mißtönende Name klang hier und da in ihr Ohr und, vielleicht weil er wirklich in ihr Schicksal hineingriff, konnte sie sich nicht entschließen, gutlaunig auf den Scherz einzugehen und war ernst und still, während der eigentliche Wilhelm triumphirte und Marie an die Verheißung des Psychographen dachte, und wie wieder eine auf dem Wege sei in Erfüllung zu gehen. Aber wie war sie erschrocken, als nach Tisch Auguste sie in die Ecke zog und ihr auf den Kopf zu sagte, sie habe dem Vetter die Worte verrathen und auf diesen Verrath hin erlaube er sich jetzt die Neckerei, die sie verletze, weil er sie vor Fremden dadurch lächerlich mache.

Ach, die gute Marie war tief beschämt, ebenso beschämt über ihre entdeckte Plauderhaftigkeit, als erstaunt, daß die Herren nicht Wilhelm heißen sollten.

„Richtig," sagte sie dann, „in der Prophezeiung heißt es ja: nicht Wilhelm ist, was Wilhelm scheint!" und Auguste mußte trotz ihres Zorns laut auflachen, als sie die tief überlegende Miene sah, mit der Marie diese Worte rezitirte. Aber wer gelacht hat, hat den Zorn bezwungen und Wilhelm würde vielleicht von dem günstigen Umstand Nutzen gezogen haben, wenn nicht in dem Augenblick ein Wagen vorgefahren wäre und der Bediente den Grafen P. gemeldet hätte.

„Soll mir angenehm sein, aber ich kenne ihn nicht," sagte die Gräfin.

„Aber ich kenne ihn," rief Wilhelm, „ein früherer Kamerad von mir, ein lieber prächtiger Mensch."

Und er eilte hinunter den Grafen zu empfangen.

Auguste war leichenblaß geworden als der Name genannt wurde, und die Farbe war noch nicht völlig auf ihre Wangen zurückgekehrt als Wilhelm und Graf P. eintraten.

Letzterer wendete sich mit sehr artigen Worten an die Gräfin: in Rechnung auf die Freundschaft und Kameradschaft mit ihrem Sohne erlaube er sich als Fremder ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, da er gehört daß Frau von J., die er in S. aufgesucht,

hier sei und er so gehofft habe, das Vergnügen eine alte Bekanntschaft zu erneuen mit dem eine neue anzuknüpfen, vereinigen zu können. Er hatte ein so nobles Ansehen, er sprach mit so feinem und ehrerbietigem Anstand, daß er der alten Dame außerordentlich gefiel und sie ihn bald in ein tiefes Gespräch verwickelte, das Augusten Zeit gab sich zu fassen.

Wilhelm, der gar nichts von ihrer außerordentlichen Bewegung bemerkt, setzte sich zu ihr und sagte lächelnd:

„Da hätten wir noch einen Wilhelm, mein Freund P. heißt auch so.“

„Haben Sie den Scherz noch nicht genug ausgebeutet?“ fragte Auguste ein wenig von oben herab. „Ich kenne Graf P. und weiß sehr gut, daß er nicht Wilhelm heißt.“

„Nicht?“ sagte Wilhelm lachend, „Liebster Freund,“ rief er dann diesem zu, „bitte, befreie mich in den Augen dieser strengen Dame von dem Verdacht einer Lüge! Ist Dein Vorname nicht Wilhelm?

„Ja,“ sagte dieser und sah Auguste fragend an.

„Ich habe Sie immer nur Armand nennen hören,“ wandte diese erröthend ein.

„Ganz recht,“ sagte Graf P. „meine Schwester zog es vor, mich bei diesem meinem andern Taufnamen zu nennen, weil ihr Mann Wilhelm heißt und das eine ewige Verwechslung gab.“

„Was sagen Sie nun?" fragte Wilhelm triumphirend Augusten.

„Nichts, als daß es bei manchen Menschen ganz gleichgültig ist, wie sie heißen," erwiederte sie leise und stand auf um an das Fenster zu gehen. Wilhelm folgte ihr.

„Sollte das vielleicht der rechte Wilhelm sein unter all den falschen?" fragte er neckend, aber es traf ihn ein offner klarer und doch wieder so bittender und strafender Blick, er sah einen Schimmer in den schwarzen Augen als würden Thränen nur mit Mühe zurückgehalten, daß er die seinigen niederschlug und sie freundlich um Verzeihung bat, überhaupt in dieser Weise mit ihr gescherzt zu haben.

Die Gesellschaft begab sich nun in den Garten. Graf P. näherte sich den jungen Damen, und da fügte es sich denn daß im Fluge ein Wort getauscht wurde zwischen ihm und Augusten, kraft welchen Worts er nun gegen ihre Mutter sein Recht in Anspruch nahm und auf Erfüllung des ihm gegebnen Versprechens drang.

Die Gräfin N. war im höchsten Grade erstaunt, erst jetzt von diesem Abkommen etwas zu hören; aber, obgleich ein wenig pikirt, hatte sie doch Takt genug ihre Gefühle zurückzudrängen und ihren Sohn nicht in den Verdacht eines verschmähten Liebhabers zu bringen, der er ja auch eigentlich in der That nie gewesen.

Am Ende ließ sich auch weder gegen die Person,

noch die Verhältnisse des Grafen etwas einwenden und, als gegen Abend die drei Pseudo-Wilhelme die Gesellschaft verlassen und die Familie allein war, da sprach Frau v. J. offen die Verlobung der beiden jungen Leute aus und das glückliche Paar empfing die Glückwünsche ihrer Freunde.

Nun war auch zwischen Wilhelm und Augusten jeder Groll, jede Unsicherheit geschwunden und als er bei Tisch sie fragte, ob sein Name nun zu Ehren gekommen sei, da sagte sie halb lachend, halb beschämt, sie bereue ihre kindische Unart von Herzen, erhob dann das Glas gegen ihn und sagte:

„Es lebe der Psychograph und seine Rache!"

Wenige Tage blieb Frau von J. mit den Verlobten noch bei der Freundin, dann kehrten sie nach S. zurück, um alle Vorbereitungen zu der künftigen Verbindung zu treffen. So war der kleine Familienkreis gar klein geworden und er verringerte sich noch, als Wilhelm im September wirklich seine italienische Reise antrat. Die Gräfin N. hatte beschlossen diesmal den Winter auf dem Gut zu bleiben und Marie, die sich nicht viel aus Vergnügungen machte, an denen der Vetter nicht Theil nahm, freute sich eigentlich des stillen, ruhigen Lebens das nun begann und in welches die Briefe des Reisenden, wenn auch nicht die einzige, so doch die liebste Abwechselung brachten.

Sie rechnete die Zeit nur nach seinen Briefen und,

der Einsamkeit hingegeben, war ihre Phantasie geschäftig sich das Leben mit Bildern Hoffnungen und Wünschen zu schmücken.

Durch Augustens Heirath war sie von einer neuen Sorge in Beziehung auf den Vetter befreit und so träumte sie sich den Zeitpunkt nicht mehr fern, wo er kommen und ihr sagen würde, daß er jetzt sein Herz erkannt, daß alle falschen Götzenbilder daraus verbannt und sie allein darin herrschte und ewig herrschen solle.

Und dann dachte sie mit Stolz daran, wie sie nie an ihm irre geworden, immer an ihn geglaubt habe und wie sie treu an ihm gehangen von Kindheit an.

Von ihren Freundinnen erfuhr sie wenig.

Augustens Hochzeit war im Februar gewesen, aber sie hatte ihr nicht beigewohnt da die Gräfin, seit längerer Zeit leidend, in der kalten Jahreszeit nicht hatte reisen wollen.

Clara hatte überhaupt nur Ein Mal geschrieben. Emma, von der mitunter lachende Berichte eingelaufen waren, die nicht vergessen wurde vom Leben und aus blüthengeschmückten Kelch der Jugend immer neue Freude, neuen Frohsinn schlürfte, Emma schrieb ihr bald einen Brief voll Trauer und Kummer, aus dem sie sah, daß im Grunde dieses kleinen lebenslustigen Herzens doch so viel warmes Mitgefühl für Andere, so viel richtige Würdigung fremden Schmerzes lag, daß man nicht zu fürchten brauchte, ihr leichter Sinn werde

je in Leichtsinn, ihre Lust an Vergnügen in hohle Vergnügungssucht ausarten. Die kleine lustige Emma hatte alle lockenden Vergnügungen des Winters im Stich gelassen und war zu Clara geeilt, der der Tod den Vater geraubt und der sie in dieser Zeit des Kummers Trost, und Stütze gewesen, und war viele trübe Wochen bei ihr geblieben.

Jetzt war sie zurückgekehrt da Clara mit ihrer sehr kränklichen sehr hinfälligen Mutter eine Badereise antreten sollte, und da erst erfuhr Marie Clara's Unglück, bei dem sie, da ihr das Ziel von Clara's Reise unbekannt blieb, nicht einmal in wenigen Worten ihre Theilnahme ausdrücken konnte.

Denn bei allen vortrefflichen Eigenschaften der kleinen Emma theilte sie doch die Eigenthümlichkeit der meisten ihrer Schwestern, in allen schriftlichen Mittheilungen immer etwas Wesentliches zu vergessen! daher half eine nochmalige Frage Mariens nach Clara's Aufenthaltsort dieser eben auch nicht weiter.

So gingen die Tage hin und wurden Wochen und Monate; Frühjahr und Sommer waren wieder vergangen; Wilhelms Rückkehr, erst auf den Herbst festgesetzt, wurde bis Weihnachten, dann bis zum Frühling und endlich bis Mitte des Sommers aufgeschoben. Aber dann kam er und zwar ganz unerwartet eines Abends, als die Gräfin und Marie im Garten saßen und sehnsüchtig daran dachten, wann er wohl kommen würde!

Mariens Freude, ihr Erbleichen, ihr Erröthen, ihre gestammelten Worte und zitternden Hände hätten sie wohl verrathen können; aber Wilhelm, selbst durch das Wiedersehen der Mutter und Jugendgespielin benommen, sah darin eben nicht mehr als den Ausdruck schwesterlicher Gesinnung. Sie sah ihn mit fast noch stolzerem Entzücken als die Mutter an die doch gewiß ein Auge hatte für die kleinste Veränderung seines Aeußern und sich mit inniger Freude sagte, wie stattlich, wie schön und männlich er geworden sei.

Die ersten Tage waren fast nur dem Erzählen gewidmet; aber Marie, obgleich sonst nicht so hellsehend, bemerkte doch eine Unruhe an dem Geliebten, eine Zerstreutheit, eine Scheu, ein fast an Grübeln streifendes Nachsinnen; sie sah seine Blicke oft so forschend, so fragend auf sich gerichtet, daß es sie abwechselnd mit Furcht und mit Entzücken erfüllte. Und dann kam er eines Tages und bat sie um eine Unterredung und als sie zitternd und doch so glücklich seinen Eröffnungen lauschte, — da bekannte er ihr seine glühende Liebe für eine Andere und nahm ihre bewährte Freundschaft in Anspruch, die Einwilligung seiner Mutter zu erlangen.

Nur dem Gedanken an die ferne Geliebte hingegeben, sah er Mariens starres Entsetzen nicht! und als er ruhiger wurde und während er mit ihr sprach, sie auch dazu ansah, hatte sie mit der Kraft, die von Oben kommt, sich gefaßt und konnte ihn ruhig gesammelt anhören:

In Rom hatte er sie kennen gelernt, ja kennen gelernt! denn ihr früheres flüchtiges Ersehen sei gänzlich eindruckslos an ihm vorübergegangen.

Sie habe Vater und Mutter in kurzer Zeit verloren gehabt und, allein und mittellos dastehend, habe sie eine Stelle als Gesellschafterin in einer englischen Familie angenommen. Der ältesten Tochter sei sie hauptsächlich zuertheilt gewesen und in der anhänglichen Freundlichkeit dieser jungen Dame scheine sie allein einigen Ersatz gefunden zu haben für die stolze Zurückhaltung die die übrige Familie ihr gegenüber beobachtete. Er habe sich ihr als Landsmann genähert, ihre Schönheit die so rührend sich ausgenommen in der tiefen Trauer habe zuerst Eindruck auf ihn gemacht, die würdevolle Sanftmuth und schlichte Einfachheit mit der sie dem abstoßenden Benehmen der Familie gegenübergestanden habe ihn bezaubert, aber geliebt habe er sie damals noch nicht. Das sei erst später gekommen. Da sei die Krankheit, die schon ihre tödtlichen Rosen auf die Wangen der jungen Engländerin gehaucht, zum Ausbruch gekommen; die Aerzte hätten sie in eine andere Gegend geschickt; in einer Villa am . . . hätte er sie später zufällig wieder gefunden.

Mylord habe viel Gefallen an seiner Gesellschaft gefunden, so sei er bald Freund des Hauses geworden und nun sei er Zeuge gewesen der rührendsten und aufopferndsten Pflege die je ein weibliches Wesen dem andern zu Theil werden lassen könnte. Tag und Nacht sei

sie nicht von der Patientin gewichen, sie habe ihr von den Augen gelesen was ihr Freude gewähren, was ihr Erleichterung schaffen könne und, selbst zart von Gesundheit, habe doch die Energie des Geistes jede physische Schwäche besiegt und sie habe ausgeharrt in Treue und Liebe bis zum letzten Moment.

„Es mußte sie Jeder lieben, der sie sah," fuhr Wilhelm in tiefer Rührung fort, „selbst die kalten steifen Engländer, die kein Herz für die Deutsche gehabt und sie betrachtet hatten wie Alles was man mit Geld bezahlt, sie mußten einsehen daß ihre armseligen Paar Pfunde solche Aufopfernng nicht erkaufen konnten, eine Aufopferung, deren nur ein edles fühlendes Herz fähig ist, die nur das Herz belohnt." Und der Lohn sei ihr zu Theil geworden; die Kranke, der sie die Krankheit leicht, den Tod süß gemacht, sei geschieden mit einem letzten Liebesblick für sie, die Mutter habe an ihrem Herzen sich ausgeweint, der Vater habe mit zitternder Stimme gesagt sein Haus solle das ihre sein und sein Herz ihr offen stehen so lange er lebe.

„Damals wagte ich eine Bitte nicht," fuhr Wilhelm fort, „aber später als sie nach England zurückkehren wollten. Ich konnte es nicht ertragen, sie so weit von mir getrennt zu sehen. Ich gestand ihr meine Liebe, ich bot ihr meine Hand. Daß sie mich wiederliebte, das sagte sie mir mit gesenktem Auge und zitternder Lippe, aber sie weigerte jedes Verlöbniß ehe ich nicht

die Einwilligung meiner Mutter erhalten. Und sie, die bis dahin der Grund meines längeren Verweilens gewesen, sie ist es jetzt die mich zurückgetrieben hat, und nun hilf mir Cousine Marie den Widerwillen der Mama besiegen, den sie bestimmt gegen ein Mädchen hat, das sie mir nicht ausgesucht. Du kennst ja Clara und mußt wissen, welch ein Engel sie ist."

„Clara!" stammelte Marie mit ersterbender Stimme, und der selbstsüchtige Mensch nahm es für freudige Ueberraschung und küßte ihr die Hände dafür.

„Aber willst Du's nicht lieber selbst der Mama sagen? fragte Marie.

„Ja gewiß will ich das," rief Wilhelm, „Du sollst mir nur nachher helfen den Widerstand besiegen, und ich konnte es ihr auch nicht eher sagen, bis ich mich gegen Dich ausgesprochen, Du meine Freundin für jetzt und immer!" —

Wilhelm sagte es der Mutter und sie hatte allerdings viele Bedenken, sagte erst ganz bestimmt „nein" und immer wieder „nein," bis sie zuletzt doch „ja" sagte und, als Wilhelm abreisen wollte die Braut zu holen, ihm erklärte; daß er sich diesmal nach ihrem Willen richten müsse, daß sie beschlossen habe ihn zu begleiten, daß sie die Hochzeit dort feiern wollten und Marie inzwischen Haus halten und Alles zum Empfange des jungen Paares einrichten solle. Und alle Bitten Wilhelms, Marie

zur Zeugin seines Festes zu haben, trafen diesmal ein unwiderrufliches Nein, worüber er die Achseln zuckte und Marie ihr im Herzen dankte, obgleich sie zu ihrer tiefen Beschämung daraus las, daß die Mutter diesmal scharfsichtig gewesen sei für den Sohn!

Und somit wäre diese Geschichte aus.

Ob sie wahr und wahrhaftig sich so zugetragen, das möge Jeder, je nach dem Grade seines Glaubens an an die wunderbaren Eigenschaften des Psychographen beurtheilen! Aber möge die Einsicht und Voraussicht dieses von Menschenhand verfertigten Gegenstandes, der ihn doch an Geist so weit überflügeln soll, sein wie sie wolle, soviel ist gewiß, der Psychograph hatte sich auch in dem einen noch unerledigten Punkt seiner Aussprüche nicht geirrt.

„Erste Liebe ist vergänglich," hatte er gesagt, wogegen viele junge Damen protestiren und was Viele weder sich noch Anderen eingestehen werden. Auch Mariens Liebe, wir müssen es sagen, war vergänglich oder, wie man es in solchen Fällen auszulegen pflegt, sie war verkannt worden und eigentlich nur Freundschaft gewesen, was sie auch blieb, nachdem ihr Herz anfing erst leise, dann laut für einen Andern zu schlagen.

So dachte sie viele viele Jahre darauf lächelnd an den Traum ihrer Jugend! Um aber der Leserin auch in Beziehung auf Emma nichts Unvollendetes zu geben, so möge

er sich denken wie sie, nach einer Reihe von Jahren, einer Schaar kleiner Buben und Mädchen Vernunft predigt und ganz ärgerlich wird, als ein blondgelockter Liebling altklug das Köpfchen schüttelt und sagt:

„Mama, ich mache mir nichts aus der Vernunft.“

Die Duchesse de Vinaigre.

Es war ein kalter stürmischer Tag. Noch kämpfte der Herbst um die Herrschaft mit dem Winter, doch der Kampf war ein langsames Unterliegen und Blatt auf Blatt, das der Sturm von den Bäumen riß, bezeichnete die Niederlage des sterbenden Kämpfers. Der Gruß der Sonne war auch kein warmer mehr; sie schaute die Erde mit so zerstreuten Blicken, so obenhin an, als sei die arme verblühende höchstens eine alte Bekannte, nie eine alte Liebe gewesen.

Aber trotz des unfreundlichen Wetters war überaus reges Leben in den Straßen des Städtchens. Die ganze Bevölkerung schien unterwegs und es herrschte ein so lebhaftes Treiben, ein solches Hin- und Herwogen der Menge, solch' Durcheinandersprechen in sichtlich fröhlicher Erwartung daß man wohl nicht umhin konnte, in einem ganz besonderen Ereigniß den Grund all dieser Aufregung zu vermuthen.

Und das war auch der Fall.

Anerkennung zu finden und Dankbarkeit, sei's auch nur für eine ganz einfach erfüllte Pflicht weckt immer im Herzen eine Empfindung die den Menschen für künftige Leistungen noch willfähriger macht.

So schlugen heute die Herzen der Bürger in erhöhtem patriotischem Eifer; denn zum Lohn für pflichtschuldige unerschütterliche Treue und aufopfernde Hingebung in Zeiten schmachvollen Aufruhrs hatte der Landesherr ihnen fortan eine dauernde Garnison verliehen und heute sollte das stattliche R...sche Kürassier-Regiment, das hier und in den benachbarten kleineren Ortschaften künftig seine Residenz aufzuschlagen bestimmt war, seinen Einzug halten.

Die Gnade des Herrschers in Dankbarkeit fühlend, die künftigen Vortheile der militairischen Besatzung, den damit zusammenhängenden lebhafteren Verkehr, die Rückwirkung desselben auf Handel und Gewerbe wohl einsehend, hatte die Stadt willig die augenblicklichen Opfer gebracht, mit denen sie dem Staat bei dieser Einrichtung zu Hülfe kommen mußte. Sie hatte ohne zu murren von den sonst Frucht tragenden Feldern das Terrain zu den Exerzirübungen angewiesen, sie hatte reichlich zu den nöthigen Bauten beigetragen. Ställe und Reitbahnen erhoben sich, wie die Bürger meinten ein Muster an praktischer Einrichtung und zierlichem Aeußern; Wohnungen waren geräumt und eingerichtet worden und manche Familie

zog enger zusammen, um ein Paar Stuben für irgend einen jungen Lieutenant oder stattlichen Rittmeister zu gewinnen.

Alles war bereit und erfreut die neuen Gäste zu empfangen. Die Gastwirthe hatten im Stillen ihre künftigen Preise gemacht, die Waarenlager der Kaufleute waren sortirt und vervollständigt worden; die Kinder freuten sich auf die Trompeter und ihre lustige Musik, die Mädchen flüsterten sich zu daß sie nun künftig mit Lieutenants tanzen würden.

Es haftet einmal ein eigener Zauber am Militair; und Soviele auch dagegen schreien, fast Jeder ist ihm unterworfen, ja die ärgsten Schreier oft gerade am meisten.

„Der bunte Rock thut's!" sagen die Spötter.

Aber der bunte Rock thut's nicht, sondern das Prinzip des Standes, den er bezeichnet.

Unter dem bunten Rock des Soldaten sucht man stets ein Herz, das unbekümmert um Tod und Gefahr, das warm und ritterlich schlägt für König und Vaterland Pflicht und Ehre, kurz und gut ein männliches Herz. Daß man's nicht immer findet, das ist gewiß; daß des Königs Rock auch manches Herz deckt, welches wenig an den schönen Beruf des Standes denkt, das nur in Leichtsinn und Genuß durch's Leben stürmt, wer wollte es leugnen? Aber der Einzelne bedeutet Nichts im Vergleich zu dem Ganzen.

Der Geist, der im Soldatenthum weht, der die Pflicht einfach wahr und groß hinstellt, der die Treue zum Palladium hat, dem die Ehre voranleuchtet, — die Poesie des Standes, die nicht erdacht, sondern dem Leben entsprossen und mit dem Leben tausendfach besiegelt ist, birgt den Zauber. Scheinbar entschlafen in thatenloser Ruhe, scheinbar versunken in leichtsinnigem Treiben, wie jedes noch so schön und wahr Empfundene den Irrthümern der Welt hingegeben, ist dieser Geist doch noch nicht zu tödten, nicht herabzusetzen gewesen. Ein Wink, Ein Ruf und das Prinzip wird lebendig, der Gedanke zur That! und aus den Schlacken heraus erhebt sich das echte Gold männlicher Kraft und Bravour und männlicher Gesinnung zum Kampf gegen eine Welt.

Mag jeder einzelne ruhige Bürger auch in Zeiten der Gefahr seinen Heerd verlassen, seinen Erwerb versäumen, um Beides zu retten für künftighin, ein Kern muß sein um den er sich schaaren kann, eine Fahne muß wehen nicht erst in der Noth entfaltet, ein Schwert geschwungen werden das immer schlagfertig in der kampfbereiten Faust. Voran müssen ziehen, die da kämpfen um's Prinzip, um Pflicht und Ehre, um König und Vaterland; und, ficht sich's auch tapfer um den eigenen Heerd, die eigne bürgerliche Existenz, zu dem Kampf giebt erst die Noth die Waffe in die ungeübte Hand und lustiger als die Verzweiflung ficht Ruhmesliebe und leichtherzige Unbekümmertheit um die eigene Person. —

Trompeten erschollen; lustig schmetterten ihre Klänge durch die Luft. Das Regiment näherte sich der blanken Stadt; die Fahne wehte, die Sonne blitzte auf den Harnischen der Leute, die Rosse stampften und schnoben: es war ein freudiges, lebendiges Schauspiel. Am Thor wurde der Kommandeur, Obrist Freiherr von der Recke von den Behörden der Stadt empfangen, und da es zu den landesüblichen weiß gekleideten jungen Mädchen zu kalt und stürmisch war, vom Bürgermeister mit einer heitern Rede bewillkommt. Er drehte den dunkeln Schnurrbart, brachte sein ungeduldig scharrendes Roß mit einem kräftigen Handgriff zum Stehen und beantwortete die Ansprache mit soldatischer Kürze und Energie. Dann zog das Regiment unter dem lauten Hurrahruf der Menge ein. Die Straße war gedrängt voll Menschen; die Häuser, mit grünen Tannenzweigen geschmückt, boten ein festliches Ansehen; die Fenster weit geöffnet zeigten manches hübsche blühende Mädchengesicht das neugierig und erwartungsvoll auf die stattliche Schaar der Krieger herabschaute. Auf dem Markt wurde Halt gemacht, die nöthigen Befehle wurden ertheilt, die Schwadronen schwenkten ab in ihre Quartiere, der Obrist zog sich in die einstweilen für ihn besorgte Wohnung zurück, Frau und Kinder, die schon hier, zu begrüßen, ehe er sich rüstete das Diner beim Bürgermeister einzunehmen, dem dann am Abend ein Ball auf dem Rathhause folgen sollte.

Es war ein buntes, lustiges Durcheinander ehe Mann und Pferd ihr Unterkommen gefunden, und wie plötzlich hatte sich die ganze Physiognomie des Städtchens verändert. Säbelgerassel und Sporenklingen auf den sonst so ruhigen Straßen, und fast kein Kürassier wurde gesehen ohne eine gehörige Suite rothbäckiger Straßenjugend, die mit der tief eingewurzelten Vorliebe zum tapfern Soldatenthum die Uniform bewundernd anstaunte und den Wunsch keimen fühlte, auch einst Soldat zu werden, Kavallerist, ja natürlich am liebsten Kürassier. Und nicht nur auf den Straßen, auch in den Häusern war heut' Feiertag. Da ruhte überall die Arbeit; die Mädchen saßen in Gruppen beisammen, vom Einzug des Regiments zu plaudern; die Frauen versäumten ihre Pflichten in Küche und Keller, denn sie mußten dazwischen wohl hundertmal zum Fenster hinaussehen oder vor die Thür treten, die neuen Einwohner zu begrüßen und mit ihnen zu schwatzen.

Nur in der zweiten Etage des großen grauen Hauses am Markt war's still und todt, waren die Fenster geschlossen und sogar die Vorhänge zum Theil heruntergelassen.

„Wohnen Demokraten dort?" hatte ein junger Lieutenant, dem die verhüllten Fenster aufgefallen, einen der Bürger gefragt.

„I bewahre", war die Antwort gewesen, „die duchesse de vinaigre wohnt dort und ihre Mutter."

„Duchesse de Vinaigre, wer ist das?"

„Ja lieber Gott, es ist weiter Niemand als Fräulein Susanne Winkler. Sie heißt so, weil sie das verdrießlichste mürrischste Frauenzimmer von der Welt ist und mehr Essig als Blut in den Adern hat."

Fräulein Susanne Winkler aber, duchesse de Vinaigre, saß daheim in ihrem Stübchen, hatte die Vorhänge geschlossen und die Thür verriegelt und weinte so bittere schmerzliche Thränen, daß manches seit Jahren in ihrem Herzen angesammelte Eis schmolz; und es pochte und klopfte darin, als sei auch dort noch eine Frühlingsauferstehung möglich. Und doch, wie lange war's her, daß der Frühling hindurchgezogen, daß Stürme seinen leuchtenden Pfad verweht.

Nicht hier hatte er für Susanne geblüht. Ihr Vater war Kaufmann gewesen in einer benachbarten, etwas größeren Stadt, sie die einzige Tochter.

Die Zeiten sind leider vorbei, wo einfache bürgerliche Sitte durchgängig in dem Mittelstande heimisch, wo selbst gediegener Reichthum diese kaum verdrängte. Einfachheit in Leben und Kleidung, Fleiß und Häuslichkeit sind jetzt weit eher in adelichen Häusern zu finden, obgleich auch dort die künstlich in die Höhe geschraubten Verhältnisse der Zeit sich bemerkbar machen. Hang zu Luxus und Wohlleben, ein falsches Streben es den Anderen zuvorzuthun, haben die schlichte Sitte verdrängt. Das kostet viel Geld, kostet bessere Güter als Geld. Wie

Wenige sind bei den gewohnten einfachen Ansprüchen stehen geblieben und suchen noch im häuslichen Leben, bei Erfüllung häuslicher Pflichten ihr Glück. Vergnügen und Luxus sind die Götzen, die jetzt in der Welt herrschen; diesen beiden wird Alles geopfert, Zeit und Häuslichkeit, Glück und Ruhe. Keiner lebt mehr nach seinen Verhältnissen, sondern Jeder sieht darauf besser zu leben als der Andere. Einer will's dem Andern zuvorthun in Eleganz der Einrichtung und des Anzugs, Jeder will die meisten und glänzendsten Feste geben und, nach dem Vergnügen zu haschen, dasselbe als ein Erforderniß jugendlichen Glückes, ja des Glückes überhaupt anzusehen, das ist die Lehre, die fast jedes Kind, wenn auch nicht in Worten, doch durch Beispiel empfängt.

Auch Susanne war durch diese Schule gegangen, geleitet von einer Mutter, die in dem steten Anschaffen neuer Kleider nach den neuesten Façons für ihr liebes einziges Kind die Erfüllung ihrer hauptsächlichsten mütterlichen Pflichten fand. Sie war ganz im neusten Styl erzogen worden. Im siebenten Jahr hatten die Tanzstunden mit ihrem Gefolge von Kinderbällen begonnen, auf denen die kleinen Carrikaturen von Damen mit ihren reich garnirten Kleidern und frisirten Köpfen es lernten, sich von Knaben gleichen Alters die Cour machen zu lassen, wo sie schon ihre Bevorzugten, ihre Eifersüchteleien untereinander hatten, wo ihnen schon der Unterschied zwischen hübsch und häßlich,

zwischen schlechten und besseren Kleidern, gewandten und ungeschickten Tänzern klar gemacht wurde. Sogenannte nützliche Vergnügungen wie Lesekränzchen und Comödie spielen, welches letztere, wie Frau Winkler meinte, durchaus nöthig sei zur Erlangung einer eleganten und gewandten Tournüre, folgten natürlich auch. Und als im fünfzehnten Jahr mit der Einsegnung Susannens Erziehung für vollendet erklärt war und die glückliche Mutter ihre wohlgerathene Tochter in die Welt einführte zu einem neuen Cyklus von Vergnügungen, da war Susanne gerade das geworden, was ein geistig wenig begabtes Mädchen bei einer solchen Erziehung werden mußte: ein eitles vergnügungssüchtiges Geschöpf, dem jede selbständige Auffassung fehlte, dessen Urtheilslosigkeit sich hinter blinder Opposition verbarg und dessen leidlich gutes Herz noch nie eine Prüfung bestanden, also noch nicht Zeugniß abgelegt hatte inwieweit es den Kämpfen der Welt gewachsen war. Sie hatte ein hübsches frisches Gesicht, fröhliche Jugend und Erwartung jeden möglichen Glückes lachte aus ihren blauen Augen und sorgfältig gewählte Toilette hob die Reize einer zierlichen elastischen Gestalt auf's Vortheilhafteste hervor.

So führte die Mutter sie in die Welt, d. h. in die Gesellschaft ein, welche durch die Aristokratie der Stadt, die Militair-Beamten und höheren Kaufmannsfamilien gebildet wurde. Der Vater, seinen kaufmännischen Ge-

schäften hingegeben, nahm selten Theil daran; die Mutter wartete gewöhnlich nur ab, bis Suschen — so wurde Susanne genannt als sie noch jung und hübsch war — ihr mit strahlendem Gesicht verkündete daß sie zu allen Tänzen versagt sei, um dann an den Spieltisch zu flüchten und nur von da aus ihre Blicke in den Saal zu werfen, zu sehen wie das Spiel des Lebens sich um Suschen ordnete. Einem mütterlichen Herzen, das die Erziehung des einzigen Kindes so sorgfältig geleitet und zu so glücklichen Resultaten gebracht hat, erwächst natürlich mit dem Aufblühen der Tochter eine neue Sorge, die um die Zukunft derselben. Deshalb hatte Frau Winkler genau Acht auf die Tänzer und da es Susanne trotz der vortrefflichen Erziehungsmethode durch Kinderbälle und Comödienspielen nicht gelernt hatte, durch Coquetterie zu erobern, strebte sie das Fehlende zu ergänzen und durch mütterliche Freundlichkeit wenigstens von den unwillkürlich gemachten Eroberungen fest zu halten, was ihr der Berücksichtigung werth schien.

Nun ist es seltsam, daß so häufig gerade in den Familien, worin die meisten Vorurtheile gegen Militair und Adel gehegt werden, dennoch die Verbindung mit Beiden so häufig gesucht, so erfreut angenommen wird. Auch vor Frau Winkler's Augen hatte der Lieutenantsstand sonst wenig Gnade gefunden. Sie begnügte sich nicht damit, die Herren zu nehmen, wie sie sich in Gesellschaft zeigten, sie kümmerte sich, was keiner Dame

zukommt und was keine thun sollte, um ihre Privatverhältnisse, um ihr Thun und Treiben außerhalb des Salons. Sie konnte unbarmherzig den Stab brechen über einen armen Lieutenant der Schulden gemacht, oder über einen, der nach einem lustigen Diner nicht den geradesten Weg nach Hause eingeschlagen, der vielleicht erst lange mit dem Hausschlüssel an der Thür herumgefahren ehe er das Schlüsselloch, das unter Umständen wohl unsichtbar werden kann, gefunden. Sie war schnell mit herabsetzenden Urtheilen fertig, unterstützt von ihrem Mann dessen demokratische Gesinnung zu einer Zeit, die derselben günstig schien und so lange, bis jede Aussicht dafür entschwand, kein Geheimniß war.

Darum erregte es nicht geringes Erstaunen, als dem Lieutenant Freiherrn von der Recke, der so oft mit Suschen getanzt, der so oft in ihre blauen Augen geschaut daß ihm wirklich ein wenig weich um's Herz geworden war, der Besuch des Hauses gestattet wurde. Natürlich ging er nicht allein hin: denn zu dergleichen kleinen Liebesgeschichten, mögen sie nun mit einer Heirath enden oder nicht, gehören meist Zwei; Einer, der die Eltern unterhält während der Freund mit der Tochter liebäugelt, und der der Welt die gehörige Portion Sand in die Augen zu streuen versucht damit sie in Zweifel bleibt, ob einer von Beiden und welcher es ernstlich mit dem Mädchen meint. Die scharfsehende Welt läßt sich nur nicht leicht Sand in die Augen streuen und

sie zweifelte hier keinen Augenblick daran, daß der Lieutenant Freiherr von der Recke und nicht der Lieutenant Fischer dem hübschen Suschen zu Füßen lag. Was aber daraus werden, ob Suschen wirklich Baronin von der Recke werden würde, darüber konnte doch Niemand in's Reine kommen, obgleich Partheien genug waren die dafür und dawider stritten und, während die eine meinte es sei seine Pflicht und Schuldigkeit ernstlich um das Mädchen zu werben, während die andere die Thorheit der Eltern bitter tadelte, fanden sich nur Wenige die mild genug waren das arme Suschen zu bedauern. Denn daß Suschen ihn liebte, das wurde von Keinem bezweifelt.

Nun wird die Liebe wohl in sehr verschiedener Weise empfunden und, ob ein Mädchen das von Kindheit an nur dem Vergnügen gehuldigt, nur nach dem Vergnügen gestrebt hatte, das so lange nur Kleider und Putz geliebt bis ein junger hübscher Mann ihr flaches Herz für sich begehrt, ob ein solches Mädchen die ganze hoheitsvolle Macht der Liebe zu begreifen im Stande war, das steht wohl dahin. Aber gleichviel; in jedem Gefühl, das ein Herz zum andern zieht, liegt etwas Edles, liegt eine göttliche Kraft. Nur bleibt sie oft unverstanden, begraben unter so viel irdischem Staub, daß der göttliche Funke nie entbrennt, die irdische Flamme zu verklären. Wer rettet dann das Herz vor dem erbitternden Einfluß der Täuschung, wird über die Flamme nicht der

Tempel gebaut, worin sie dem Glück leuchten gewollt! — Aber manches Herz versteht das Glück ebensowenig, als es eine Rettung weiß vor dem Mißgeschick: und zu einem solchen Herzen hatte Frau Winkler das ihrer Tochter gebildet.

Suschen verlebte ein halbes Jahr in seligem Taumel. Sie erhielt zu jedem Ball ein neues Kleid, sie tanzte auf jedem Ball mit dem Geliebten den Cotillon und hörte von ihm all die süßen und faden Dinge, die ein junger zum erstenmal verliebter Mann einem hübschen Mädchen zu sagen pflegt, welches ihm, ohne daß er sich's klar macht, doch nicht gerade die Achtung einflößt die eine wahre Liebe zu einer schüchternen fast ehrfurchtsvollen macht.

Er kam anfänglich jeden Sonntag, zuletzt fast täglich in's Haus; er gab ihr die Hand beim Kommen und Gehen mit so feurigem Druck daß sie jedesmal erröthete; er schickte ihr Blumen zu jedem Ball, er gab der Mutter in jeder Gesellschaft den Shawl um, hielt ihr flaches Geschwätz und des Vaters kaufmännische Unterhaltung mit vieler Geduld aus, aber dabei blieb's.

„Wird er nicht bald um Dich anhalten?“ fragte die Mutter oft. „Der Vater wird schon ungeduldig, er will nicht jeden Abend die jungen Offiziere hier haben, die ihm die kostbaren Havannah-Cigarren wie nichts wegrauchen; er will nicht so viel Geld für Deinen Putz ausgeben, wenn er nicht hoffen darf, Dich dafür bald

anständig versorgt zu sehen. Kannst Du denn nichts thun, ihn zum Sprechen zu bringen?"

Darüber war denn Suschen doch erstaunt.

„Nein, Mutter," sagte sie, „das kann ich nicht. Laß ihn doch nur; daß er mich liebt, daß ich seine Frau werde, ist gewiß; ob's nun ein wenig früher oder später geschieht, gilt doch gleich. Ich möchte mich nicht einmal jetzt schon verloben, ich weiß nicht ob ich mich als Braut so gut auf den Bällen amüsiren würde."

„Man kann schon nie aufhören den Kindern Opfer zu bringen", seufzte die Mutter; „von den ersten schlaflosen Nächten an bis zu dem Zeitpunkt, wo man das Glück seines geliebten Kindes der Sorge eines Andern, eines Fremden übergeben muß. Ich muß nun Deines Vaters unhöfliche Ausfälle anhören, wenn ein Tag nach dem andern vergeht, ohne daß der Freiherr um Deine Hand gebeten hat."

„Seine Frau werde ich," sagte Suschen zuversichtlich, „es kann ja gar nicht anders kommen."

Aber es kam dennoch anders! Der Lieutenant Freiherr von der Recke — Frau Winkler nannte ihn gewöhnlich mit seinem vollen Titel — bekam ein Kommando, das ihn für einige Monate der Garnison entführen sollte. Er kam sehr aufgeregt zu Suschen, die er, wie schon oft, allein fand; es schien ihm wirklich schwer zu werden, sich von ihr zu trennen. Suschen hatte nicht gerade Anlage zur Sentimentalität, aber als

sie all der fröhlichen Stunden gedachte, die sie verlebt und die nun aufhören sollten, traten ihr doch die Thränen in die Augen. Es wurden noch viel süße Worte gewechselt und die Scene endete damit, daß dem feurigen Druck der Hand diesmal ein noch feurigerer Kuß auf dieselbe folgte und daß der Geliebte schied mit dem ihrer stammelnden Bitte geleisteten Versprechen, ihr zum Andenken sein Bild zu schicken.

„Das ist doch etwas", sagte die Mutter, als sein förmlicher Abschiedsbesuch wieder vorüberging, ohne daß er um Suschen's Hand angehalten hatte.

Es war etwas — und zugleich Alles.

Der junge Mann war wirklich in Suschen verliebt gewesen; die hübschen blauen Augen hatten's ihm angethan; aber es war doch zu wenig Geist in dem Mädchen, selbst zu wenig tiefes Gefühl, um die Fessel zu einer dauernden zu machen. Er hatte anfänglich gar nicht daran gedacht, daß ernste Anforderungen an ihn gemacht werden könnten; und als er bemerkte, was man von ihm erwartete, konnte er sich wieder nicht entschließen das Vergnügen des ungenirten Verkehrs mit dem hübschen jungen Mädchen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Es war allerdings leichtsinnig und selbstsüchtig von ihm, aber warum wird denn dem Leichtsinn und der Selbstsucht so sehr entgegengekommen? Er war auch keineswegs ganz gleichgültig gegen Suschen, er war ihr gut; nur sie zu seiner Frau zu machen, fiel ihm nicht ein.

War er doch auch noch viel zu jung zu einem so ernsten Verhältniß! Ihre Thränen beim Abschiede fielen ihm freilich wie eine Anklage auf's Herz.

„Bah", sagte er, als er nach Hause kam, „sie wird mich vergessen, der nächste Courmacher wird mich ersetzen, sie ist ein leichtsinniges Ding" und er ließ sich den Gaul satteln und als er hinausjagte über die des Frühlings harrenden Felder, da verwehte der Wind die Abschiedsthränen des Mädchens.

Aber Suschen vergaß ihn nicht und er war schuldig an ihrer verkümmerten Existenz. Sein Bild bekam sie, er selbst kam nicht wieder. Nach vollendetem Commando suchte er um Versetzung nach. Ein Mal noch schrieb er an den Vater. Er dankte ihm für die gütige Aufnahme in seinem Hause, empfahl sich seinem und seiner Gemahlin fernerem Wohlwollen, machte ein Paar undeutliche Anspielungen, wie die Verhältnisse der Welt nicht immer den Gefühlen des Herzens günstig wären, und schloß mit der Bitte um die freundschaftliche Erinnerung des jungen liebenswürdigen Mädchens mit dem er die Vergnügungen eines glücklichen Winters getheilt.

Die Mutter tobte ihren Zorn aus in einer Fluth sehr wenig gebildeter Reden, in bittern Vorwürfen über die Einfalt der Tochter, ja sie wollte sogar den Lieutenant Fischer zur Verantwortung ziehen.

„Ein Offizier betritt mein Haus nie wieder", sagte

der cidevant demokratische Bürger, aber er machte der Tochter keinen Vorwurf. Und Suschen ging auf ihr Zimmer und, da sie nicht weinen wollte über den Verrath und doch auch nicht wußte, wo anders Hülfe zu holen sei, zog ein stummer Grimm in ihr Herz ein und Anfälle übler Laune traten an die Stelle eines edlen Schmerzes. Aber die Anfälle gingen vorüber, denn noch war sie jung; sie hatten nur die Richtung gezeigt die ihr Gemüth einzuschlagen bereit war und das mütterliche Herz, das über ihrem Wohl und Weh zu wachen berufen war, brachte seine Opfer mütterlicher Liebe nur in Crepp und Tarlatan und künstlichen Blumen, darüber starben im Keim die wenigen Blüthen im Herzen der Tochter.

Das Leben ging in gewohnter Weise fort, Jahr auf Jahr. Bälle füllten den Winter, ländliche Vergnügungen und Badereisen den Sommer aus. Einige Bewerber aus dem Kaufmannsstande wies Suschen entschieden zurück. Unterstützt von der Mutter, behauptete sie ihren Willen gegen den des Vaters. Diese hatte den ehemaligen Geliebten, die Mutter den Lieutenant Freiherrn von der Recke nicht vergessen. Diese wollte höher hinaus mit der Tochter. Darüber verblühte diese und als der Schmelz der Jugend zu schwinden begann, da fanden die jungen Männer ihrer Bekanntschaft daß sie doch zu wenig praktisch erzogen, zu wenig an nützliche Beschäftigung, zu viel an Vergnügen und Putz gewöhnt sei, um zu dem Glauben zu berechtigen, sie könne eine

gute Hausfrau werden. Es begehrte sie Niemand mehr und auch auf den Bällen stand sie zurück gegen jüngere und hübschere Gefährtinnen. Darüber gab es viele verdrießliche Scenen im Hause und die Vorwürfe der Mutter, das lieblose Vorhalten aller ihrer umsonst gebrachten Opfer riefen nur noch mehr Anfälle übler Laune bei der Tochter hervor.

Für eine Zeitlang ging die üble Laune unter in Schmerz: denn der Vater starb plötzlich und der Tod löste alle Bitterkeit in Thränen auf. Sie meinte, der Vater habe sie doch mehr geliebt, als die Mutter die händeringend am Sarge stand und in allem Gram Raum fand für den unzarten Gedanken, daß, nun ihr Mann gestorben sei ohne ein Vermögen gesammelt zu haben, die Tochter wohl schwerlich eine Parthie mehr finden würde. Der arme Mann! Wie hätte er wohl ein Vermögen sammeln sollen bei dem üppigen Leben im Hause, den stets steigenden Ausgaben der unvernünftigen Frau denen zu steuern er nicht die Energie besaß. Es war viel daß er nicht derangirt war, daß, als seine Hinterlassenschaft geordnet, die Handlung in andere Hände übergegangen war, ein Capital für die Seinen blieb, genügend, bei mäßigen Ansprüchen sie von den Zinsen zu erhalten.

„Hier am Ort bleibe ich nicht," sagte Frau Winkler, „hier war ich eine reiche angesehene Frau, ich will nicht zurücktreten. Müssen wir uns einschränken, mag's

in einer kleineren Stadt geschehen; es kann auch Dir nur vortheilhaft sein, wenn ich Dich von hier fortbringe, wo Jedermann weiß wie alt Du bist und daß Du wenig Vermögen zu erwarten hast. Auch dies Opfer will ich Dir noch bringen und mich von Allem trennen, was mir hier lieb und theuer ist. Eine Mutter thut Alles für ihr Kind."

„Mir ist es gleich, wo ich mein elendes Leben hinschleppe", sagte Susanne bitter; „vielleicht sind fremde Menschen freundlicher gegen mich als die alten Bekannten. Am Liebsten wär' ich todt!"

Die arme Seele! Sie wußte mit dem Leben nichts anzufangen, mit dem reichen Leben! darum wünschte sie sich den Tod, der es doch auch nur fortsetzt, nicht beendet. Es war in ihr ein unklarer Gedanke aufgestiegen, als habe sie ihr Leben ganz und gar verfehlt.

Man spricht so viel in der Welt von einem bestimmten Beruf. Den Landmann weiß er an die Scholle, den Soldaten an's Schlachtfeld; der Künstler strebt, schimmernde Ideale festzuhalten für die Wirklichkeit, dem Weibe weist er die Ehe an. Aber haben nun der Landmann, der Soldat, der Künstler, das Weib ihren Beruf verfehlt, weil der eine trotz Mühe und Fleiß dem widerspenstigen Boden nur spärliche Früchte abgewann, weil dem Andern das Leben thatenlos verging, weil der Künstler sein Ideal nicht erreichte, weil das Weib nicht den Spielraum fand, in der Erfüllung der schönsten Pflich-

ten ihr Glück zu suchen? Giebt's nicht auch einen Beruf, der über allen anderen steht, ist's nicht der, ein echter Mensch zu sein, sich tüchtig zu machen zu jeder Pflicht, das Größte wie das Kleinste zu leisten mit Freudigkeit und selbst auf den unfruchtbarsten Boden den Baum zu pflanzen, der seine stolze Blätterkrone bis in den Himmel erhebt, der uns schützt vor Sonnengluth und stürmenden Wolken, in dessen Zweigen froh das Lied der Vögel ertönt? Der verfehlt seinen Beruf, der das Naheliegende nicht sieht vor dem Entfernten!

Mutter und Tochter trugen noch tiefe Trauer, als sie ihre neue Heimath in dem Städtchen aufschlugen, in das wir den Leser im Anfang unserer Erzählung einführten. Eine helle freundliche Wohnung im zweiten Stockwerk des großen grauen Hauses am Markt nahm sie auf; sie hatten noch genug von ihrer ehemaligen Einrichtung behalten, sie in eleganter Weise auszustatten, ja es waren auch noch genug seidne Kleider, es war noch genug Crepp und Tarlatan da, um, wie die Mutter sagte, nach vollendeter Trauer den Leuten, die die Kleider noch nicht an ihnen gesehen, damit zu imponiren. Dann, als sie eingerichtet waren, machten sie Visiten. Das Städtchen hatte damals keine Garnison, nur eine Beamtenaristokratie; in dieser, meinte Frau Winkler, sie könne immer noch eine Rolle spielen. Und sie spielte ihre Rolle. Sie war keine schlechte Gesellschafterin und da ihr die Gesellschaft über Alles ging, war sie auch

freundlich und zuvorkommend genug gegen die Leute, um immer gern in derselben gesehen zu werden. Dabei hatte sie das Talent, hier und da geschickt Andeutungen fallen zu lassen, als habe sie viel Schweres im Leben getragen und noch zu tragen, als habe sie nie an sich gedacht nur an Andere, als sei ihr Leben eine Kette von Opfern gewesen, aber so freudig dargebracht daß sie schon daraus allein sich ein unvergängliches Glück gebaut. Sie konnte mit vibrirender Stimme und Thränen in den Augen von den Leiden der Menschheit sprechen und Niemand hörte es dann dem gebrochnen sanften Ton an, daß die Stimme so hart und rauh tönen konnte, wenn sie der Tochter Vorwürfe machte über ihr verfehltes Geschick. Dennoch liebte sie ihre Tochter; sie hatte nur so ihre eigne Weise und, hätte Susanne es verstanden, auf Grund dieser Zuneigung ihr Verhältniß zur Mutter festzustellen, den beiden einsamen Frauen hätte das Zusammenleben immer zum Glück gereichen können.

Aber Susanne verstand Nichts in der Welt und so stand sie der Mutter gegenüber, wenig gerührt von deren Anfällen von Zärtlichkeit und immer bereit, ihren nicht so böse gemeinten Vorwürfen mit bittrer Heftigkeit zu begegnen. In gewissem Sinn ist ein Jeder seines Glückes Schmied. Man kann die Verhältnisse der Welt nicht nach seinem Belieben ordnen, aber für seine Stellung in kleinem Kreise, für seine Stellung im Hause ist man verantwortlich.

Man war Susannen anfangs sehr freundlich entgegengekommen. Man fand etwas so sehr Trauriges in ihrem verblühten Gesicht, selbst der bittre Ton in ihren Worten erregte Mitleid und nachdem man erst über ihrem Schreibtisch das Bild des schönen jungen Offiziers gesehn und somit den Schlüssel zu ihrem Wesen gefunden zu haben glaubte, steigerte sich das Mitleid zur wahren Theilnahme und äußerte sich in freundlichster Weise. Aber auch damit wußte Susanne nichts anzufangen und die Leere ihres Herzens füllte sich nicht aus.

Sie fing noch einmal an, sich in den Strudel der Geselligkeit zu stürzen, weniger aus Gefallen daran, als weil sie sich zu Hause langweilte und weil auch ihre Mutter diese Richtung in jeder Weise begünstigte. Aber hat auch fast jedes junge Mädchen eine Zeit, wo es, eine frische Blume im Haar, im einfachen weißen Kleid, Unschuld und Jugend auf Stirn und Wangen zur lieblichen Erscheinung wird, die Zeit vergeht und wenn man nicht da aus sich herausschöpft was sie ersetzen soll: der Atlas und die Rosen thun's nicht.

Susanna pflückte nur noch Dornen auf dem Feld jugendlicher Freuden und die Mutter fand am Bostontisch so viel Gefallen an den wechselnden Chancen des Spiels, den gewagten Whist's, den schwierigen Miseres, daß sie die immer steigende Misere der Tochter nicht sah. Mutter und Tochter waren sich fremd geworden im Lauf

der Zeit; das Band, das sie zusammenhielt und das aus Spitzen und Flor gewebt war, verblich immer mehr. Die Mutter lebte und webte in der Gesellschaft. Man mochte sie gern, sie fand immer ihren Platz am Spieltisch offen und jenes Vergnügen, das wie alle exclusiven Unterhaltungen leicht etwas egoistisch werden kann da es nur eine geringe Anzahl von Personen beschäftigt, gleichviel ob Jemand übrig bleibt und wer, gleichviel ob ein ganzer Kreis müder Opfer dem Ende des Spiels sehnsüchtig entgegenharrt, füllte die Abende für sie in angenehmster Weise aus, während die Tochter sich mehr und mehr von den Cirkeln zurückzog in denen sie ihre Rechnung nicht mehr fand.

„Einen Zweig Deiner Erziehung habe ich verabsäumt", sagte die Mutter oft, „spieltest Du Karten, so würdest Du Dich in Gesellschaft nicht langweilen."

Als ob das Kartenspiel, solch' angenehmer Zeitvertreib es für den Liebhaber, so zulässig jede andere Unterhaltung dabei sein mag, als ob es das einzige Mittel zum Vergnügen wäre! Als ob die Menschen so in Geistesarmuth versunken, daß nirgend wo anders mit dem Mosesstab weckender Kraft die sprudelnde lebendige Quelle hervorzulocken wäre, wechselnde Gedanken daraus zu schöpfen! Es war nebenbei gut, daß Susanne nicht spielte, denn nichts in der Welt fördert so die verborgensten guten und schlimmen Eigenschaften der Seele zu Tage als gerade das Kartenspiel; und mit einem aigrir-

ten Menschen spielen zu müssen macht aus dem Vergnügen eine Strafe.

Die Wege von Mutter und Tochter gingen immer weiter auseinander, ja Susanne verfolgte zuletzt einen ganz einsamen Pfad. Ihre Bekannten zogen sich immer mehr von ihr zurück, je mehr ihre Launen zu Schroffheiten wurden, je mehr ihr stets sich verletzt fühlendes Gemüth sich durch bittre und spitze Ausfälle rächte. Ein paarmal versuchte sie sich vor der Leere zu retten, die sie immer mehr wie ein Abgrund anstarrte. Sie fing an, sich bei Wohlthätigkeitsvereinen zu betheiligen, für Arme zu arbeiten, sie in ihren Häusern aufzusuchen: aber auch hierin fand sie nur Veranlassung zum Verdruß. Sie hatte nicht die rechte Art. Mit dem Vorstand war sie gewöhnlich in offenem Krieg, für die Armen selbst fehlte es ihr an dem milden Wort, dem sanften Blick. Sie tadelte und schalt zuviel, sie kontrollirte die Handlungen der Leute in schärfster Weise: und der ärmste und von den Wohlthaten Anderer abhängigste Mensch bewahrt doch in der elenden Wohnung, die ihm die Welt gewährt, gern das Recht des freien Willens. Ihre Wohlthaten wurden mehr gefürchtet als ersehnt und sie hörte allmählich damit auf, da sie nicht darin gefunden was sie gesucht, Nahrung für ihr schmachtendes Gemüth.

Sie stand unsäglich allein. Sie stand wie auf einem mit Dorngestrüpp bewachsenen Felsen: wer auch

den Weg zu ihr versuchte, ein bittres Wort scheuchte ihn zurück.

Zu Anfang ihres Aufenthaltes in dem neuen Wohnort, als man ihr trotz ihres schroffen Wesens doch noch freundlich entgegenkam, da hatte sie halb und halb das Wohlgefallen eines alten französischen Obristen erregt, der nach langem Umhrrirren in der Welt hier in dieser kleinen deutschen Stadt seine noch übrigen Tage zu verleben beschlossen, da er sein schönes Frankreich mit den Bourbonen verlassen und sich's hoch und theuer gelobt hatte nie dahin zurückzukehren, widerführe nicht diesem von ihm angebeteten Königsgeschlecht volle Genugthuung durch Wiedereinsetzung in schmählich gemißhandelte Rechte.

Colonel le Blanc war ein alter weißhaariger Herr, dem alles Feuer seines schönen Vaterlandes aus den dunkeln Augen blitzte und der mit geistiger Lebhaftigkeit ein gutes warmfühlendes Herz verband. Susanne that ihm leid. „Hélas, elle n'a plus de père", sagte er mitleidig, „das arme Ding!" Und ihr blasses Gesicht rührte ihn und er nannte ihre blauen Augen sehr, sehr touchants. Er näherte sich ihr sehr freundlich und mit echt französischer Galanterie, die aber zu wohlwollend war, um geckenhaft genannt werden zu können.

„Du hast eine Eroberung gemacht", sagte die Mutter denselben Abend noch, „nun sieh, was Du da-

mit anfängst. Vielleicht sind die französischen Offiziere zuverlässiger als die deutschen."

Damit weckte sie alle Opposition in Susannen auf und urtheilslos und unklug wie diese war, fing sie an, den Obristen in einer Weise zu behandeln, zu der sie nicht einmal ein Recht gehabt, auch wenn es nöthig gewesen wäre, ungewünschte Ansprüche in ihre Grenzen zurückzuweisen. Der höfliche Franzose war ganz frappirt von der Art, mit der die Dame seine oberflächlichen Galanterien zurückwies, so unfein, so von oben herab war ihr Benehmen, so ausfallend so bitter ihre Worte.

„Ciel, que me veut-elle?" sagte er in aufblitzendem Zorn zu einigen der Herren, die zugesehen, wie er mit geröthetem Gesicht seine Unterhaltung mit Susannen plötzlich abgebrochen und sich mit fast spöttisch tiefer Verbeugung zurückgezogen hatte. „Zu behandeln mit so wenig Verbindlichkeit einen französischen colonel, zu haben so wenig Respect vor weißen Haaren, ah, das will mir nicht gefallen. Warum denn ist sie so hochmüthig und so aigrirt? Wer ist sie denn? diese baronesse Susanne, diese marquise Winklèr, diese, diese duchesse de vinaigre!"

Das letzte Wort zündete wie der Blitz! Es bezeichnete zu treffend Susannens Gemüthsart; es fand allgemeinen Anklang, nicht nur in der Gesellschaft sondern überhaupt im Städtchen.

Jedermann, der auch sonst kein Wort französisch

sprach oder verstand, führte es im Munde und für ihr verlorenes Jugendglück, für vernichtete Ansprüche, für hoffnungsloses vergebliches Streben nach Glück hatte sie nichts errungen als den Spottnamen: duchesse de vinaigre.

Sie war schon in den Jahren, wo die Welt es für indiskret hält Damen nach dem Alter zu fragen, als dem Städtchen die gesuchte und schon früher oft erbetne Gunst militairische Besatzung zu erhalten gewährt wurde. Natürlich herrschte Freude und Jubel darüber und das zu erwartende Regiment, die gänzliche Veränderung der städtischen Verhältnisse bildeten schon lange vorher den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Susanne interessirte sich aber nie für Dinge, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, sie floh solche Gespräche als langweilig, that es hierbei um so mehr, als bei diesen freudigen Verhandlungen über die künftige Garnison ein Bild aus ferner Jugendzeit lebendig vor ihre Seele trat und der Groll, mit dem sie es ansah, mit dem sie es fragte, warum es denn all' ihr Glück zerschmettert, ihr doch so unendlich weh that.

Wie ein Donnerschlag traf der Name des Commandeurs ihr Herz.

Ihre Liebe war wohl nur ein Schatten gewesen der Liebe überhaupt, denn sonst wäre ihr Licht nicht so völlig in Finsterniß versunken, aber selbst jener Schatten der Liebe wirkte noch machtvoll und es bedurfte nur des

Klanges jenes Namens, um alle Jugenderinnerungen wach zu rufen, ihre Reize zu erhöhen, je trauriger die Jahre vergangen die darauf gefolgt. Sie hatte von dem ehemaligen Geliebten nichts wieder gehört, sie wußte nicht, war er es, mit dem das Schicksal sie jetzt wieder zusammenführen würde, sie mochte auch nicht nach ihm fragen, aber sie brachte die Tage bis zum Einrücken des Regiments in fieberhafter Spannung zu.

„Mein betrogenes Mutterherz vermag es nicht, den Schändlichen wiederzusehen", sagte Frau Winkler und ließ alle Rouleaux herunter als das Regiment mit klingendem Spiel einrückte. Aber Susanne hatte doch, als der Obrist auf dem Markt hielt, den Vorhang gelüftet und ihr durch die Erinnerung der Liebe geschärftes Auge erkannte mit Einem Blick in dem wettergebräunten bärtigen schönen Soldatengesicht dort unten die jugendlichen feinen zart gefärbten Züge des ehemaligen Geliebten wieder.

Schmerzliche Thränen flossen der Wiedererkennung, ach so hoffnungslose Thränen!

Und doch wachte in ihrer Hoffnungslosigkeit etwas auf, das sich weich an Susannens Herz schmiegte, das leise rührte an den Funken göttlicher Kraft der in jeder Liebe verborgen, der, verstanden und erweckt, selbst das Unglück in Glorie hüllt und dem Verrath den Stachel nimmt.

„Ich werde Dich heut' Abend auf den Ball begleiten,

Mutter", sagte Susanne zu dieser, als sie nach Stunden einsamen Kampfes ihrer Bewegung Herr geworden war.

„Ich gehe nicht auf den Ball", erwiederte diese; „kannst Du mir solche Lieblosigkeit zutrauen? Mir würde das Herz brechen, müßte ich den Menschen wiedersehn; es ist überhaupt ein Wunder, daß es noch nicht gebrochen ist, soviel Kummer habe ich durch Dich erlebt."

„Gut Mutter", unterbrach sie Susanne, „so gehe ich allein, ich bin alt genug dazu."

Sie führte ihren Vorsatz aus. Seit Jahren hatte sie schon jeden Versuch aufgegeben, durch jugendliche Toilette jugendliche Reize ersetzen zu wollen so wählte sie auch heute nur ein einfaches grauseidnes Kleid und einen entsprechenden Kopfputz. Sie trat vor den Spiegel als sie fertig war und betrachtete sich lange und aufmerksam. Dann lachte sie bitter. „Er wird mich nicht wiedererkennen", flüsterte sie. Wie hätte er es auch können! Damals war sie ein frisches blühendes Mädchen, dessen Antlitz lachte, dessen rosigen Lippen zwar nur unbedeutende aber auch nur fröhliche Worte entströmten. Jetzt lachte das Gesicht nicht mehr und den fest zusammengekniffenen Lippen sah man's an, daß sie gelernt hatten, über scharfe Worte zu gebieten. Aber nicht nur der Ausdruck, auch die Züge waren sehr verändert; die Zeit hatte hier viel genommen und kein im Lauf der Jahre erblühter Seelenreiz gab Zeugniß von ihrem segensvollen Verlauf.

Sie konnte dreist ihren bescheidnen Platz im Ballsaal einnehmen, sie hatte keine Wiedererkennung zu fürchten.

Das Herz klopfte ihr hörbar als sie eintrat, und die innere Bewegung hauchte ein Roth auf ihre Wangen, als wollten die Jugenderinnerungen durchaus sichtbar werden auf ihrem Antlitz. Aber sie nahm sich gewaltsam zusammen und saß mit ihrer gewohnten finstern Miene unter den älteren Damen ihrer Bekanntschaft, während der Saal sich immer mehr und mehr füllte. Es will etwas sagen in der kleinen Stadt, ein Ball, auf dem zum erstenmal die Uniform glänzen soll. Die jungen Mädchen hatten bisher nur sehr bescheidene Tänzer gehabt und sehr wenige, wenn nicht, was aber nur selten geschah, eine benachbarte landwirthschaftliche Akademie aushalf. Daß die jungen Oekonomen gerade sehr gewandt tanzten, konnte man auch nicht sagen und so wurde diese neue, glänzende Akquisition an Tänzern mit freudestrahlenden Gesichtern begrüßt.

Schade, die Freude war nicht gegenseitig! Die Herren Kürassieroffiziere hatten eine größere Garnison verlassen müssen; es waren verwöhnte meist reiche junge Leute, sie waren nur widerwillig in die kleine Stadt gegangen und der Ball, mit dem man sie empfing, schien ihnen eher ein ironisches als ein wirkliches Vergnügen. Noch hatten sie sich nicht unter die Gruppe der jungen Mädchen gemischt und die Töchter des Bürgermeisters

rümpften schon ein wenig die Näschen, daß sich ihnen keiner vorstellen ließ, während jene noch unter einander deliberirten, ob das überhaupt nöthig sei, und einer oder der andere das Glas in's Auge klemmte und ganz dreist in den Mädchenkreis hineinsah. Die Scene änderte sich, als der Obrist, die wenn auch nicht mehr junge doch noch sehr schöne Gemahlin am Arm den Saal betrat. Frau von der Recke hatte eine herzgewinnende Freundlichkeit und eine so feine gewandte Tournüre, daß die etwas steif in einem Kreise sitzenden älteren Damen plötzlich lebendig wurden und sich ganz behaglich fühlten wie zu Hause. Sie hatte für Jeden, der ihr vorgestellt wurde ein passendes Wort und ein freundliches Lächeln; das blödeste junge Mädchen schlug ermuthigt die Augen auf wenn sie mit ihm sprach, und selbst die Frau Gerichtsdirektorin und die Frau Bürgermeisterin vergaßen alle Rangstreitigkeiten, als sie zwischen ihnen Platz nahm und in gleichartiger und gehaltener Weise Conversation machte. Eben so liebenswürdig und gewandt trat der Obrist auf und stellte sich mit den Leuten, mit denen mehr oder weniger zu verkehren seine Verhältnisse ihn anwiesen, gleich auf den Fuß, auf den man sich mit jedem Fremden stellen sollte, der eine artige freundliche Form festhaltend jedes Vorwärtsschreiten gestattet und jeden plötzlichen Rückzug unnütz macht.

Ganz unwillkürlich wurde sein Beispiel befolgt! und als die Klänge der Musik ertönten, als die ersten Takte

der Polonaise zum Beginn des Tanzes riefen, als der Obrist einer der älteren Damen den Arm bot, da war auch die Schaar der jungen Offiziere mobil geworden, da wurde das Lorgnon eingesteckt und die mit feinem faltenlosen Handschuh bekleidete Hand irgend einem schüchternen rothwangigen jungen Dämchen gereicht. Alt und jung, Alles tanzte die Polonaise mit; auch Fräulein Susanne Winkler schritt würdevoll am Arm des Regimentsarztes durch die Reihen. Aber ihre Fassung sollte auf eine harte Probe gestellt werden.

Es war keine einfache Polonaise, in der die Dame in vornehmer Weise einmal durch den Saal geführt und dann mit tiefer Verbeugung entlassen wird, als wollte der Herr sagen: „nun habe ich das Meinige gethan, ich habe Dich Allen gezeigt, nun sieh wie Du weiter kommst" — es war eine Polonaise mit allen möglichen künstlichen Chikanen. Bald trennten sich Herr und Dame um selbständig auf verschiedenen Seiten des Saales die Promenade fortzusetzen, bis der Kreislauf sie wieder zusammen führte, bald verkündete ein lautes Händeklatschen des aufführenden Herren, daß jeder Cavalier, er mochte es nun gern thun oder nicht, seine Dame dem Nachfolgenden zu überlassen habe, der dann gerade Zeit fand zwei geistreiche Worte über das Wetter zu sagen, ehe ein neues Signal ihn von der neuen Bekanntschaft trennte, um ihm wieder eine andere Tänzerin zuzuführen. Da auf diese Weise jeder Herr und Dame einmal zwei

Sekunden ihres Lebens nebeneinander herschritten, war es nicht zu vermeiden, daß auch Susannens Hand, nach langer Trennung von dem Geliebten, in der des damaligen Lieutenants jetzt Obristen Freiherrn von der Recke ruhte.

Er hatte keine Ahnung, mit wem er tanzte; er richtete ein paar Worte an sie wie an alle Andern; aber während sie nach Fassung rang um zu antworten, hatte ein anderer Tänzer ihr bereits seinen Arm gereicht und die ganz zusammenhangslose und gar nicht zur Frage passende Antwort, von der nur das Wort: „Herr Obrist“ hörbar, wurde an diesen, den ältesten Schwadronschef gerichtet der gleich sehr freundlich erwiederte, er würde es als eine günstige Vorbedeutung für sein Avancement betrachten.

O, es war eine qualvolle Polonaise für Susanne und sie dankte Gott, als sie wieder in ihrer Ecke saß und unbeachtet und unbemerkt ihre Beobachtungen fortsetzen konnte. Immer, immer wieder stand die Vergangenheit vor ihr auf, die lachende blühende Vergangenheit! Sie rief sich seine süßen Worte zurück, seine freundlichen Blicke, seinen feurigen Händedruck. Damals war sie die Erste gewesen in den Reihen der Tanzenden, heute saß sie still und vergessen in der Ecke; Niemand kümmerte sich um sie, Niemand bemerkte sie; und in ihm, der sie geliebt, der sie betrogen um einern Andern willen, in ihm wachte bei ihrem Anblick nicht einmal die Erinnerung

an jene Zeit mehr auf, da sie zusammen so glücklich gewesen. Hatte sie ihn doch erkannt, obgleich er sich auch verändert, sehr verändert hatte, warum erkannte er sie nicht! Ihr war das Herz schwer zum Zerbrechen.

Er ist ein schlechter Mensch, dachte sie, ob die Frau wohl glücklich mit ihm ist?

Sie sah lange hinein in das schöne sanfte friedliche Gesicht der Obristin; ich hätte auch so glücklich mit ihm werden können, dachte sie. Gott weiß ob sie's geworden wäre! — Die Menschen, die das Mißgeschick erbittert, die dem alltäglichen Gang des Lebens nichts abzugewinnen wissen, denen Alles von Außen kommen soll, können die denn wahrhaftig und so recht von Herzen glücklich sein? —

Tanz auf Tanz ging vorüber. Die jungen Mädchen, Dank der vortrefflichen allgemeinen Einrichtung der Kinderbälle, tanzten vorzüglich und verstanden sich auch so ziemlich auf Ballconversation; eine mit vieler Sachkenntniß gebraute unerschöpfliche Bowle unterstützte die Tanzlust der Herren, das Vergnügen stieg schnell alle Grade erlaubter Heiterkeit hinauf und die Mütter schauten selig auf das bunte Treiben, auf die unermüdlich tanzenden Töchter, deren Extratouren sie mit mütterlichen Eifer in Gedanken nicht ganz unbedeutend multiplizirten.

Das ging Alles wie ein Traum vor Susannen vorüber, ihre Gedanken waren in der Vergangenheit, ihre Blicke schweiften vom Obristen zu seiner Frau, von

ihr zu ihm. Aber jetzt — glühende Röthe überflog ihr Antlitz — jetzt hatte er sie in's Auge gefaßt! Er sah sie einige Augenblicke aufmerksam an, dann richtete er sichtlich eine Frage an den Stadtsyndikus, dieser streifte mit seinem schielenden Blick Susannen und sagte dann einige Worte zum Obristen, denen dieser erst erstaunt, dann lachend zuhörte, worauf er sich dann ruhig von ihr wegwandte.

Was war ihm gesagt worden, warum hatte er gelacht? — sie mußte es wissen.

Wenige Schritte vom Syndikus entfernt stand Antonie Werner, die, wie sie wußte, Alles hörte, Alles sah, die es für die Mission jedes Einzelnen hielt den lieben Nächsten so viel als möglich zu bessern und die es als ein sehr geeignetes Mittel zum Zweck betrachtete, Jeden gewissenhaft mit dem Urtheil bekannt zu machen, das über ihn gefällt wurde. Sie hielt sich dabei für eine eifrige Jüngerin der Wahrheit weil sie unbarmherzig, ohne Schonung und ohne gefragt zu werden Jedem das sagte was er nicht hören wollte und häufig die haarscharfe Grenze überschritt über die hinaus Wahrheit in Unhöflichkeit ausartet. Zu dieser ging Susanne hin. „Liebe Antonie," sagte sie, „ich weiß, Sie lieben die Wahrheit und scheuen sich auch nicht, um ihretwillen den Leuten Unannehmlichkeiten zu sagen. Sie haben bestimmt gehört, was der Obrist und der Syndikus über mich gesprochen, wollen Sie nicht so gut sein und es mir wie-

derholen? Ich möchte wissen, ob der boshafte, schielende Mensch mich bei dem Obristen verleumdet hat.“

Die Frage schlug in Antoniens Fach, sie besann sich nicht lange auf die Antwort.

„Der Obrist fragte nach Ihrem Namen,“ begann sie.

„Der Obrist lachte über die Antwort,“ unterbrach sie Susanne, „über den Namen Winkler ist nichts zu lachen.“

„Den nannte der Syndikus auch nicht, er nannte Ihren Beinament“

„Meinen Beinamen?“ fuhr Susanne heftig auf, „was habe ich für einen Beinamen?“

„Kennen Sie den nicht?“ fragte Antonie und machte große unschuldige Augen, „mein Gott, wie unrecht! Jedermann braucht ihn und Niemand sagt ihn Ihnen in's Gesicht?“

„Oh so thun Sie es,“ bat Susanne in sehr bitterm Ton, „ich versichere Sie, ich kann viel vertragen, ich bin an viel Lieblosigkeit gewöhnt und werde also auch wohl das überwinden, womit die Bosheit der Menschen mich neuerdings zu verfolgen scheint.“

„Nein Susanne,“ sagte Antonie, „Sie müssen den Menschen nicht Unrecht thun; Bosheit hat den Namen nicht erfunden, sondern Wahrheitsliebe, denn Sie müssen's gestehen, Sie machen sich das Leben wirklich etwas sauer.“

„Den Namen, wenn ich bitten darf, den Namen ohne weitere Bemerkung,“ rief Susanne.

„Nun gut,“ erwiederte Antonie so einfach und ruhig, als wolle sie Jemanden eine Freude machen und doch den Dank von sich ablehnen, „nun gut, man nennt Sie: duchesse de vinaigre.“

Susanne lachte höhnisch auf, aber sie sagte kein Wort. Sie drehte sich um, holte sich ihren Schawl, ließ sich erkundigen, ob ihre Dienerin da sei und verließ dann, Zorn und Gram im Herzen, den Tanzsaal. Die Mutter war längst zu Bett, als sie nach Hause kam, sie ging in ihre Stube, warf den Staat von sich, warf sich einen leichten Mantel um und setzte sich dann an's Fenster, das sie weit weit aufriß. Die Nacht war gerade nicht schön und anmuthig; dunkle Wolken jagten am Himmel vorüber und der Wind wehte mit schneidender Schärfe. Sie merkte es nicht, ihr Gesicht glühte, ihre Pulse flogen fieberhaft. Ihr Fenster eröffnete die Aussicht auf den Markt; dort in der Straße die rechts an demselben vorüberführte, lag die Wohnung des Kommandeurs, sie konnte den Posten vor der Thür auf und abgehen hören. Links, die Front gleichfalls dem Markte zugekehrt, erhob sich das Rathhaus; die erleuchteten Fenster starrten sie an, die Musik tönte zu ihr herüber. Sie hörte Ein Uhr schlagen, dann Zwei; dann sah sie die Gäste das Rathhaus verlassen. Sie sah den Wagen des Obristen vorfahren, sah wie er seine Gemahlin hineinhob, dann

folgte; der Wagen fuhr fort, sie meinte die rollenden Räder gingen über ihr Herz. Sie hörte das laute lustige Plaudern der Offiziere als sie nach Hause gingen, sie hörte die Säbel rasseln auf dem Steinflaster, dann verlöschten die Lichter im Rathhaus, Alles wurde still. Sie hörte jede Viertelstunde schlagen; es war drei Uhr und sie saß immer noch am offenen Fenster und der Sturm wehte um ihr Haupt.

O sie war unglücklich, namenlos unglücklich! Himmel und Erde waren gegen sie verbündet. Andere waren jung und froh, Andere wurden geliebt und verzogen, Andere hatten Freunde, — sie besaß nichts von Allem. Ihre Jugend war vorübergegangen ohne Gewinn, ihre Liebe war verrathen worden, ihren Frohsinn hatte die Welt geknickt, Niemand verstand sie, nicht einmal die eigne Mutter. Und ihm, für den ihr Herz trotz seiner Treulosigkeit immer noch schlug, ihm nannte man sie im Moment aufdämmernder Erinnerung mit dem boshaften Spottnamen, den die Ungerechtigkeit, die Verleumdung ersonnen und in dem Augenblick, wo sie glaubte, er würde zu ihr kommen und der verrathenen Geliebten wenigstens die Hand bieten als Freund, da lachte er auch über den Namen, mit dem man sie vor ihm brandmarkte und nie, nie mehr konnte sie ihm in's Angesicht sehen. Womit hatte sie denn das Alles verdient? — sie hatte ja nichts, gar nichts gethan! warum züchtigte sie Gott denn, warum war denn die ganze Welt so schlecht,

so ungerecht gegen sie? — „Duchesse de vinaigre!" — sie wiederholte zornglühend das Wort. Dann stand sie auf, riß das Bild, sein Bild, das über ihrem Schreibtisch hing, von der Wand und warf es zu Boden, daß das Glas klirrend zersprang. Es war der ohnmächtige Zorn einer kleinen Seele, die da nicht zu beten verstand: Herr vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Dann trat sie wieder an's Fenster, bog sich weit, weit hinaus und schaute hinüber nach dem dunkeln Hause vor dem die Schildwacht mit schwerem, dröhnenden Schritt auf und nieder ging. Plötzlich fuhr sie erschrocken zurück. Mein Gott, was war das? Eine dunkle Rauchwolke stieg grade über dem Hause des Obristen empor, der Wind fuhr hinein, verwehte sie, aber im Augenblicke hatte sich die schwarze Säule wieder gesammelt, um auf's Neue dem Sturm zum Spiel zu dienen. Feuer, Feuer in seiner Wohnung!

Sie stürzte fast die Treppe hinunter; sie dachte nicht an ihre leichte Kleidung, nicht daran, daß ihre Füße nur von Pantoffeln bedeckt waren, sie flog über den Markt dem bedrohten Hause zu. Inzwischen hatte es auch die Schildwacht bemerkt und Allarm gemacht; die Flammen die jetzt hell emporschlugen riefen die Leute von allen Seiten herbei, der wüste Lärm, die wilde Geschäftigkeit begann, die bei solchen Gelegenheiten den grauenhaften Eindruck dieses schauerlichen Schauspiels noch erhöhte.

— Susanne stand, sie wußte nicht wie, oben in der Stube des Obristen. „Noch hat's keine Gefahr," sagte sie athemlos, „es brennt im Hintergebäude, aber Ihre Frau Gemahlin kann hier nicht bleiben, kommen Sie mit mir," sagte sie zu dieser, die jetzt, zwar blaß vor Schreck aber keineswegs fassungslos, ihre beiden kleinen Mädchen an der Hand, eintrat.

Der Obrist riß das Fenster, das auf den Hof führte auf. „Die Pferde aus dem Stall, augenblicklich!" donnerte er seinen Leuten zu, dann wendete er sich an Susanne: „Sie sind sehr gütig, daß Sie sich der Meinigen annehmen wollen," sagte er verbindlich aber in eiligster Hast, „bitte, folge der Dame," bat er seine Frau, „sobald ich abkommen kann, sehe ich nach Dir. Wo finde ich Sie auf?" wendete er sich dann an Susanne.

„Dort drüben in dem großen grauen Hause Nr. 4 zwei Treppen hoch." Den Namen zu sagen entschloß sie sich nicht.

„Dann nur schnell fort," rief der Obrist und drängte sie zur Thür hinaus, die Treppe hinunter. Sein kleinstes Mädchen rasch auf den Arm nehmend, geleitete er sie durch das Gedränge, dankte dann Susannen noch einmal und kehrte schnell um, dem bedrohten Hause zueilend.

Frau von der Recke folgte mit den Kindern schweigend ihrer Führerin. Frau Winkler stand händeringend auf der Treppe, als sie das Haus betraten. „O Gott,

o Gott, es brennt!" rief sie, „und mein Kind ist nicht zu finden, mein einziges Kind, ach wäre ich doch nie hierhergezogen!"

„O Mutter, nur jetzt keine Scene, sagte Susanne leise, die stürmische Umarmung, die nun folgen sollte, parirend, „und," fügte sie noch leiser hinzu, „hast Du mich lieb, sei freundlich gegen Frau von Recke und sage ihr nichts — Du weißt! —"

Frau Winkler war im Grunde eine gutmüthige Frau, wenn auch eben ihr Gefühl so wenig tief war, daß sie gern Schaustellungen suchte, vielleicht um sich selbst von ihrer unendlichen Erregbarkeit zu überzeugen. Die beiden kleinen, blassen Mädchen, die ängstlich die großen Augen auf die Mama gerichtet hielten, riefen all ihre Gutmüthigkeit wach. Sie führte Frau von der Recke und die Kinder in's Wohnzimmer, sie holte Mäntel und Tücher herbei, den in der Eile unvollständig gemachten Anzug zu ergänzen, sie ließ Feuer im Kamine, ließ Kaffee machen, kurz sorgte mit hausmütterlicher Geschäftigkeit für den nächtlichen Besuch. Susannen war seltsam zu Muthe. — Noch vor einer Stunde hatte sie geglaubt, sie haßte diese Frau, sie haßte den Obristen, haßte die ganze Welt und doch war sie besinnungslos fortgestürmt, ihn von einer Gefahr zu benachrichtigen und doch war sie nun bemüht und besorgt um die Behaglichkeit der Dame und doch sandte sie nun Bitte auf Bitte zum Himmel, die armen Leute, deren

Eigenthum die Flamme verzehrte, zu schützen und zu retten. O, die Menschen sind oft viel besser, wie sie selbst glauben.

Aber sie gab sich im Augenblick nicht Rechenschaft von ihren Gefühlen; es war auch nicht die Zeit, nicht die Ruhe dazu. Draußen läuteten die Sturmglocken, die Spritzen rasselten über das Pflaster, wildes Rufen und Schreien durchzitterte die Luft. Der Wind stand ab von ihrem Hause; so lange er sich nicht drehte waren sie außer Gefahr; aber nach der andern Seite der Stadt hin trieb er die Flammen, die weithin sprühenden Funken. Ein lautes Geschrei der Menge begleitete jedes neu aufgehende Feuer. Die Gefahr war groß; bei den eng zusammengebauten Häusern drohte ein großer Theil des Städtchens eine Beute des Feuers zu werden. Man arbeitete angestrengt, fast die ganze Bevölkerung war auf den Füßen, die Kürassiere leisteten kräftig Hülfe, aber Stunde verging auf Stunde in Angst und Sorge, die Flammen leuchteten dem dämmrigen Morgen entgegen, Qualm und Rauch verfinsterten den Tag; erst als der Himmel gnädig war und den Sturm zügelte, wurde man des Feuers Herr. Aber es war ein trauriger Anblick, die eingeäscherten Häuser, die wehklagenden Gesichter, die gebeugten Gestalten derer, die Hab und Gut verloren und denen, wenigstens für den Augenblick zu helfen, ihnen das nöthige Obdach zu schaffen, der mitleidige Sinn der Einwohner das Mögliche that.

Der Obrist war die ganze Nacht thätig gewesen, nur zuweilen hatte er sich einen Augenblick abgemüßigt, Frau und Kinder zu beruhigen. Susanne hatte sich nicht vor ihm sehen lassen, aber auf ihren Wunsch hatte die Mutter den Seinigen ein Asyl angeboten, bis er ein besseres Unterkommen gefunden haben würde.

In Susannens Herzen glimmte der Funken auf, der so lange geschlafen, daß sie von seinem Dasein nichts gewußt. Die Gefahr, die Angst, die Noth, die sie gemeinschaftlich mit den Andern empfunden, die Sorge, die zu lindern sie bemüht gewesen, dies Alles hatte sie plötzlich von ihrem einsamen Platz herunter gerissen. Sie empfand vielleicht zum erstenmal, daß es eine Wohlthat ist, an Andere zu denken, wenn Schmerz und Verzweiflung das Herz ergriffen haben. Ach, warum hatte sie es nicht früher empfunden!

Nach den vielen in Angst verlebten Stunden machte das Bedürfniß nach Ruhe sich fühlbar. Man hatte die kleinen Mädchen zu Bett gebracht, Susanne bestand darauf, daß Frau von der Recke auch versuchen sollte etwas zu schlummern. Sie führte sie in ihr eignes kleines Zimmer. Da lag noch das seidne Kleid, wie sie es in Haß und Groll vor wenigen Stunden hingeworfen. Sie räumte es schnell bei Seite; Schaam stritt in ihr mit neu aufkeimender Bitterkeit, aber letztere gewann die Oberhand, als sie jetzt sah wie Frau von der Recke, gewiß nur in freundlicher Gutmüthigkeit das Bild aufge-

hoben das zertrümmert am Boden lag, daß sie es erstaunt in den Händen hielt und einen verwunderten, fragenden Blick auf Susanne richtete.

Susanne war wieder ganz duchesse de vinaigre, als sie es mit unfreundlicher Hast aus den Händen riß, es fortlegte und nun vor ihr stand, die Lippen auf einander gepreßt, mit allen neu heraufbeschwornen bittern Erinnerungen im Herzen, mit dem alten Gefühl des Unrechts, das ihr widerfahren, in feindlicher Gesinnung gegen die ganze Welt und bereit jede Frage, die an sie gerichtet wurde, dem entsprechend zu beantworten.

Frau von der Recke errieth Alles.

„Sie haben meinen Mann gekannt?“ sagte sie sanft; „Sie sind mit ihm befreundet gewesen, dafür spricht sein Bild, das ich hier bei Ihnen finde. O, Sie müssen mir Ihren Namen sagen; gewiß hat mir mein Mann von Ihnen erzählt und es freut mich, in Ihnen eine seiner früheren Bekannten zu finden. Wo haben Sie sonst gelebt? denn hier im Ort war, so viel ich weiß, mein Mann nie.“

Auf diese Auffassung war Susanne nicht gefaßt gewesen. Eine gemißhandelte beleidigte Nebenbuhlerin, deren viel ältere Rechte mit Füßen getreten, so hatte sie gemeint der Frau gegenüberstehen zu müssen: und jene behandelte sie wie eine liebe alte Bekannte, die wiederzusehen man sich freut. Sie stand einen Augenblick be-

troffen, aber dann schlug sie unwillkürlich den Weg ein, den jene ihr gezeigt.

„Ich heiße Susanne Winkler," sagte sie leise „und wohnte früher in derselben Stadt, in der Ihr Herr Gemahl als junger Dragoneroffizier in Garnison stand.„

„Susanna Winkler," wiederholte Frau von der Recke, „o freilich ist mir der Name bekannt. Sie gehören zu den freundlichsten Jugenderinnerungen meines Mannes. Aber sind Sie denn nicht verheirathet?" setzte sie dann verwundert hinzu, „mein Mann sagte mir doch, daß Sie wenige Jahre darauf, nachdem er seine damalige Garnison verlassen, Sich verlobt hätten?"

„Ich?" fragte Susanna und dann flog es wie ein Licht über ihr Gesicht und sie sagte: „eine Cousine von mir, die Tochter von meines Vaters Bruder, die denselben Vornamen führt wie ich, verlobte sich zu jener Zeit. Hat ihr Herr Gemahl geglaubt, ich sei es?"

Frau von der Recke nickte. Sie sagte ihr nicht, daß sie schon verlobt gewesen als jene Annonce in der Zeitung gestanden, sagte ihr nicht wie ihr damaliger Bräutigam ihr halb lachend halb beschämt von dieser seiner ersten Flamme erzählt, wie froh er gewesen daß sie Ersatz gefunden; wie er allerdings seinen Leichtsinn angeklagt, aber ihr auch erzählt wie leicht die Tochter zu gewinnen gewesen, wie sehr die Eltern ihm den Weg geebnet hätten. Das Alles sagte sie ihr nicht, denn sie war nicht so grausam wahrheitsliebend wie Antonie

Werner und sie ließ dem armen verbitterten Geschöpf gern den Trost, sich vielleicht mehr einem Mißverständniß als einer Untreue geopfert zu sehen. Der Trost wirkte in überraschender Weise, denn in heiße Thränen ausbrechend sank Susanne auf das Sopha, barg ihr Gesicht in beide Hände und schluchzte, als ob das Herz ihr brechen sollte.

Ach, solche Thränen, die wie Gewitterschauer die schmachtende Seele von drückender, schwüler Angst befreien, solche Thränen, so ohne Zorn und Groll hatte die arme duchesse de vinaigre nicht geweint seit den Tagen ihrer Jugend. Frau von der Recke setzte sich freundlich neben sie und nahm eine ihrer Hände in die ihrigen.

„Wir nehmen immer Alles viel ernster wie die Männer," sagte sie. „Jenen steht die Welt so weit offen und ein Eindruck verlöscht den anderen, während wir mit Treue an dem einmal empfangenen festhalten. Wir müssen ihnen manches vergeben, wir sind ja auch nicht frei von Schuld."

Vergeben! — Das war's ja eben, was Susanne nie gethan. Sie hatte nie etwas vergeben, darum war sie so bitter geworden; sie hatte nie an eigne Schuld gedacht, darum empfand sie die der Anderen doppelt.

Sie hatte überhaupt an nichts gedacht und nichts gethan.

Sie war froh und glücklich gewesen eben so gedan=

kenlos, wie sie Frohsinn und Glück aufgab, ohne etwas zu thun es sich zu erhalten.

Nur für den äußeren Schein, nur für die oberflächlichen Dinge des Lebens erzogen, stand sie kraftlos und gebrochen da als Flitter auf Flitter vor ihr in den Staub sank. Sie wußte nirgends einen Halt, fand nirgends eine Hülfe und, was das Glück ihres Lebens zerstört, das war nicht diese erste unglückliche Jugendliebe, es war ihr gänzlicher Mangel an Kraft des Charakters, an wahrer tiefer Empfindung, es war ihre Selbstsucht, ihre Eitelkeit, ihr Streben nach Vergnügungen die das Herz leer, den Geist unbefriedigt ließen. Mit kleinen Freuden wußte sie nichts anzufangen, aber kleines Leid wuchs riesengroß empor vor ihrem schwachen Geist. Darum griff sie zum Zorn statt zur Demuth, sie wandelte Schmerz um in Aerger, Ergebung in Bitterkeit und, weil ihr wahre Erkenntniß fehlte und weil sie nicht verstand innere Schätze zu sammeln, darum ging sie arm und ungeliebt durch's Leben. —

Die Erkenntniß von alledem zog nicht wie ein plötzliches Licht durch ihre Seele, die zu lange in Finsterniß gelegen um für den vollen, jähen Strahl empfänglich sein zu können; aber sie rang sich aus dem Chaos empor, sacht und allmählich, als sie hülflos dahingestreckt auf schwerem Krankenbette lag und der Tod davor stand, bereit, ein Dasein dem nie ein Sonnenstrahl wahren

Glückes gelächelt in Nacht zu begraben, um es in Licht wieder auferstehen zu lassen.

Eine heftige Krankheit hatte Susanna nach jener Nacht darniedergeworfen. Die Seelenkämpfe trugen nicht allein die Schuld davon, denn wie vielen Seelenkämpfen ist der Mensch nicht gewachsen, wie viel kann er tragen und leiden ehe der Körper dahinsinkt, gebrochen von der Nacht des Schmerzes. Man stirbt nicht vor Kummer, wenigstens stirbt man nur langsam daran: und Susannens Krankheit war ebenso kurz als heftig.

Sie hatte in jener kalten stürmischen Nacht stundenlang am offnen Fenster gesessen, der Frostschauer nicht achtend die fieberhaft ihren Körper schüttelten. Sie war leicht bekleidet, nur dünne Pantoffeln an den Füßen durch Kälte und Sturm über den Markt geeilt: davon die heftige Erkältung die ihr eine Lungenentzündung zugezogen. Aufregung und Seelenschmerz blieben natürlich auch nicht ganz ohne Wirkung und ihr Körper, dessen Kräfte durch die fortwährende nagende Verstimmung des Geistes langsam untergraben worden, hatte auch nicht mehr die Widerstandsfähigkeit der Jugend der Wuth der Krankheit entgegenzusetzen. Es war ein harter Kampf zwischen Leben und Tod; die Menschen hatten sie aufgegeben, aber Gott half. Er wollte ihr Zeit lassen, Frieden zu schließen mit der Vergangenheit, Hoffnung zu gewinnen für die Zukunft.

Sie selbst glaubte nicht an Genesung und deshalb

schüttete sie mit dem Zutrauen, mit dem sich über irdische Kränkung erhebenden Geist einer Sterbenden ihr gepeinigtes und gebeugtes Herz aus in das sanfte freundliche der Frau die ihr zuerst einen Weg der Milde gezeigt, die, eine treue Pflegerin, manche einsame Stunde an ihrem Lager saß. „Meine Liebe war ein Irrthum wie mein ganzes bisheriges Leben," sagte sie zu dieser; ich habe kein Recht, irgend einem Menschen zu zürnen, meine eigne Thorheit hat all mein Leid verschuldet. Sie haben mir auch nicht Unrecht gethan mit der duchesse de vinaigre, aber, daß sie ihm den Namen gesagt, das thut mir so weh, denn daran wird die Erinnerung zum Spott."

Aber daß sie nicht zum Spott wurde, dafür sorgte die milde liebenswürdige Frau, der sie ihr Vertrauen geschenkt; und durch ihre Vermittlung wurde der Kranken manche kleine Aufmerksamkeit des früheren Freundes zu Theil.

Sie war auch dabei als Susanne ihn, nachdem sie sich genugsam erholt, wiedersah; und ihr feiner sichrer Takt so wie die weltmännische Gewandtheit des Obristen, der eine freundliche Gesinnung durchblicken ließ ohne einen Zug vom früheren Liebhaber zu entlehnen, half ihr über alle Peinlichkeit fort und stellte sie gleich festen Fußes auf den Platz, den sie dem Paar gegenüber künftig allein einnehmen konnte. Es ist immerhin schwer, der Frau des früheren Geliebten Freundin zu sein, und nur außergewöhnliche Verhältnisse machen

es möglich. Susanne hätte es vielleicht nie vermocht. Sie hätte vielleicht nie das Gefühl verstanden, das schon damals auf dem Ball ihren Blick fesselte an das sanfte Gesicht der schönen Frau, die ihr ein rettender Engel geworden; es wäre untergegangen wie alles Gute ihrer Seele in der verstandeslosen Neigung, aus Groll und Bitterkeit den Panzer zu schmieden der sie vor den Angriffen der Welt schützen sollte.

Dem Tod in's Auge sehend hatte sie Manches gelernt für das Leben!

Sie erstand von dem Krankenbett eine Andere, eine Bessere. Aber nicht plötzlich umgewandelt stand sie da. Sie hatte nur Erkenntniß gefunden; sie hatte nur zum ersten Mal daran gedacht, daß jeder Mensch einen Willen habe, der zum Guten führen könne wie zum Bösen; sie hatte, was die Hauptsache, eine wahre Freundin gewonnen, eine Freundin die ihr nicht ihre Fehler vorhielt oder ihr Vorwürfe machte über das was sie mit oder ohne Schuld verloren, sondern eine die in so ruhiger, klarer Weise ihren lichten Weg wandelte, daß eine unwillkürliche Sehnsucht sie ihr nachzog.

Vielleicht war's noch ein Rest alter Bitterkeit in Susannens Herzen, die sie veranlaßte dem Urheber jenes Spottnamens nachzuforschen der wie ein vergifteter Pfeil in ihr Herz gedrungen, obgleich sie sich selbst sagte, sie wünsche gründlich und ausführlich zu erfahren,

warum man ihr den Namen gegeben, um alles Das zu ändern, weßwegen sie ihn führte. Gleichviel was sie leitete, genug sie ging zu Antonie Werner und erfuhr was sie wissen wollte, so schonungslos so unumwunden, daß manche Stunde bitterer Qual verfloß, ehe der Entschluß, das ihr dort entworfene Bild zu einem unähnlichen zu machen, sie wieder mit dem ruhigen Gleichmuth erfüllte mit dem durch das Leben zu schreiten sie sich fest vorgenommen hatte. Den Groll gegen den alten Colonel, den Urheber des Spottnamens, konnte sie aber nicht so leicht überwinden.

„Scherzen Sie den Groll fort," sagte Frau von der Recke, als sie es ihr klagte.

„Fortscherzen?!" wiederholte Susanne verwundert. Aber in der nächsten Gesellschaft — denn sie besuchte jetzt wieder Gesellschaften, aber in wie anderem Sinne und Geist als sonst — ging sie auf den alten Colonel zu.

„Ich möchte Sie gerne um eine Auskunft bitten," sagte sie mit einem Lächeln, das ihr blasses Gesicht gut kleidete.

„Befehlen Sie über mich," erwiederte der alte Herr.

„Ich möchte gern wissen, wo mein Herzogthum liegt," sagte sie und fuhr dann, seine bestürzte Miene nicht beachtend fort: „ich möchte gern Weinberge dort anlegen, ich habe das Essiggeschäft aufgegeben," und

dabei reichte sie ihm freundlich und gutmüthig lachend die Hand.

„Ah Mademoiselle, pardon," rief der Colonel, „mille fois pardon für mein impertinentes bon mot. Ich war en colère als ich's sagte. Es war nicht chevaleresque, nicht noble; eine Dame hat keine Waffe: ein echter Cavalier darf sie nicht beleidigen."

„Nun lassen Sie's gut sein," unterbrach ihn Susanna, „ich hatte Ihnen wohl Veranlassung dazu gegeben. Man hat Stimmungen in denen man gegen die ganze Welt unfreundlich ist, aber ich bin sehr krank gewesen und den Tod vor Augen lernt man Manches anders ansehen.

Der Colonel war ganz gerührt von ihrer einfachen Offenheit; ein Handkuß besiegelte die Versöhnung und er versicherte von da ab auf's Feurigste die duchesse de vinaigre sei eine dame charmante, tout-a-fait charmante.

Man lächelte erst dazu, aber dann kam eine Zeit wo ihm Niemand mehr widersprach, selbst Antonie Werner nicht, die da Jedem, der's hören wollte, erzählte: Susannens günstige Umwandlung sei ihr Werk, ihr Werk allein, denn sie habe ihr die Wahrheit gesagt, die volle Wahrheit! und von da an sei sie das freundliche vernünftige Mädchen geworden, das jetzt eben so gern gesehen sei als es früher verhaßt gewesen.

„Sie könnten thun ein gutes Werk," sagte der

Colonel einst zu Susannen, mit der er seit jener kleinen Scene einen so freundlichen vertraulichen Verkehr unterhielt, daß zehn Jahr früher die kleine Stadt darin ein weites Feld gefunden haben würde Brennnesseln und Disteln darauf zu säen, während jetzt nur vereinzelt und gutmüthig lächelnd die Köpfe dazu geschüttelt wurden. „Sie könnten thun ein gutes Werk und verschönern den Lebensabend eines alten Mannes, der nicht mehr hat einen König, nicht mehr ein Vaterland. Je ne suis qu' un pauvre vieux soldat, aber ich habe ein tapferes Herz et un coeur qui sait aimer. Ach, ich glaub', ein lieb Weib weiß zu verwandeln die Fremde in eine Heimath und ich möchte noch glücklich sein in der Heimath, finden ein Grab in der Heimath. Die Sonne geht bald schlafen für mich, aber was meinen Sie? Wir Beide, wollen wir uns hineinstellen in den Sonnenuntergang? Wir Beide, wollen wir ihr sagen, hier sind zwei Menschen, die noch gar nicht glücklich gewesen sind, eh bien, liebe Sonne, gieb ihnen einen langen hellen Abend! Qu' en dites-vous, ma bonne, ma chère duchesse de vinaigre?"

Susanne war betroffen; sie sah auf. Vom entgegengesetzten Ende des Zimmers nickte ihr Frau von der Recke, die wohl keine Ahnung von der Rede des Obristen hatte, freundlich zu. Susannen war's als sagte sie damit: Thu's. — Die Frau hatte ihr nur gut und freundlich bis jetzt gerathen. — Sie nahm ihr zustim-

mendes Nicken für des Schicksals Stimme, denn ihr Herz sagte nicht Nein: es durchzuckte sie der Gedanke, der Obrist biete ihr jetzt für den häßlichen Namen, den er ihr einst gegeben, den seinigen zum Tausch; gab es eine bessere Revanche? Und dann vor Allem — sie hatte noch nie ein gutes Werk gethan!

So verlobte sie sich denn mit dem Colonel.

„Nun wirst Du auch eine Obristin, denn Colonel ist dasselbe wie Obrist," sagte Frau Winkler, als die Tochter sie um ihre Einwilligung bat „und zwar fängst Du gleich damit an und hast nicht nöthig erst all die niedrigen Grade von Lieutenant, Rittmeister u. s. w. durchzumachen, das ist noch besser." Das war ihre Auffassung von der Sache.

Eine sehr kleine Hochzeit vereinigte bald darauf das Paar. Die wahrheitsliebende Antonie Werner war nicht dazu gezogen worden, obgleich sie nach ihrer Meinung das größte Verdienst dabei hatte, wohl aber der Obrist von der Recke, dessen Bild wieder ein neues Glas bekommen und neben dem seiner Gemahlin über Susannens Schreibtisch prangte. Beide blieben sie die liebsten und treusten Freunde des neuen Paares das, immer mehr durch warme Anhänglichkeit vereint, den bescheidnen Pfad eines spät gefundenen Glückes wandelte, der untergehenden Sonne zu, die, wie der Colonel gehofft, in der That einen langen hellen Abend zu versprechen schien.

Susanne hatte die Misere des Lebens überwunden und die Mutter gratulirte sich dazu und sagte oft, wenn sie am Bostontisch die Karten zu ferneren Miseres mischend, saß:

„Mein Kind hat manches Trübe im Leben erfahren, nun ist sie aber dafür recht glücklich geworden und ich bin für alle meine Opfer reichlich belohnt. Eine gute Erziehung trägt doch früh oder spät ihre Früchte. Und was ist nicht Alles zu ihrer Erziehung geschehen! Sie bekam ja schon Tanzstunden als sie erst sieben Jahr alt war, und französische Conversationsstunden habe ich lange Zeit hindurch die Stunde mit einem Thaler bezahlt. Darum hat sie sich auch mit dem Colonel so gut verstanden. Das Geld war gut angelegt; sie ist nun glücklich, wenn ich auch ohne sie sehr allein stehe! Es ist nicht leicht, sein einziges Kind wegzugeben; keine Mutter thut's gern, aber was fragt denn eine Mutter nach ihrem eignen Glück? Ueberhaupt, Uneigennützigkeit ist die Hauptsache im Leben und eine Mutter lernt es am besten, an sich und den eignen Vortheil nicht zu denken. — Oh, meine Liebe, ich muß bitten, Sie haben mir einen Fisch statt eines Rond gegeben, das macht einen Unterschied von fünf Points zu meinem Schaden."

Mit gebrochnen Flügeln.

Gar lieblich im Schatten schöner dunkellaubiger Eichen und Ulmen liegt die Herzogl. Z . . sche Försterei zu M. . . . Es ist ein altes Gebäude mit verwittertem Dach und kleinen Fensterscheiben, und selbst das stattliche Hirschgeweih über der Hausthür hat ein ehrwürdiges Ansehen. Aber grade so paßt's hinein in den Wald, zu den alten grauen Stämmen; grade so giebt's einen herrlichen Contrast zu dem frischen grünen Laub, das zwar auch den gewöhnlichen Lebensprozeß von Jugend und Alter durchzumachen hat, aber dessen immer wiederkehrende Frühlingsauferstehung doch dem alten Wald den Kranz der Jugend auf's Haupt drückt. Meist ist es Laubholz, das die Försterei umgiebt. Erst tiefer im Walde wechselt dies häufiger mit Tannen und Fichten, die den eigenthümlich harzigen Geruch ausströmen, diesen echten köstlichen Waldesduft.— Es ist doch etwas Schönes, Herrliches um den Wald! Ich meine, selbst der Sonne,

wenn sie sich müde gesehn an all dem bunten Treiben der Welt, müßte so recht wohl, recht friedlich zu Muthe sein, schaut sie hinein in den dämmrigen Schatten, läßt sie ihre Strahlen Siesta halten auf dem weichen kühlen Moos. Und diese wundervolle an Geist und Herz sich schmiegende Stille! Nur ganz leise rauschen die Bäume; hier und da das Knistern eines brechenden Astes unter dem flüchtigen Fußtritt des scheuen Wildes, bis dann plötzlich eine helle Vogelstimme losjubelt und die wonnige Empfindung des kleinen glücklichen Sängers das träumende Echo wach ruft. Diese süße und doch lebensvolle Stille fehlt nun freilich um das Försterhaus, wo Rüdengebell und die Stimmen der Menschen sich hineinmischen in die Feierklänge der Natur, ohne doch die Waldpoesie ganz verbannen zu können. Sie schlingt sich in dunkeln Epheugewinden um das alte Haus, sie duftet aus den Blumenkelchen des sorgfältig eingehegten kleinen Gartens; man meint, sie schaue selbst aus den alterthümlichen kleinen Fenstern heraus, sie schwebe um das Schwalbennest hoch oben in der Mauerritze, und das alte Hirschgeweih wisse etwas von ihr zu sagen, wenn auch nur aus der Zeit her, als es das Haupt des stolzen Thiers geschmückt das da einst den Wald für sein Eigenthum gehalten, bis das tödliche Blei es getroffen und der erlöschende Blick über den Friedensbruch wehklagte.

Es war immer ein schönes Fleckchen grüner Erde

das da dem jungen Förster zum Aufenthalt gegeben: wohin das Auge blickte grüne Waldesherrlichkeit!

Und über dem Walde, dem duftigen
Schiffen die Wolken, die luftigen
Sorglos am blauen Gezelt;
Erzählen den Bäumen, den rauschenden
Und den Blumen, den lauschenden
Wie schön überall doch die Welt!

Aber daß es hier im Walde am schönsten sei, das schien der Familie, die nun schon bis zur vierten fünften Generation herab das Amt des Försters verwaltete, eine tief im Herzen wurzelnde Idee. Der alte Vorgänger des jetzigen Försters, der durch einen Unglücksfall auf der Jagd früher zum Dienst untauglich geworden als es bei seiner kräftigen Constitution sonst wahrscheinlich der Fall gewesen, hatte sich nichtsdestoweniger nicht entschließen können, die Stelle zu verlassen wo sein Vater und Großvater gelebt, wo seine Kinder- und Mannesjahre verflossen waren; und die Gunst des Herzogs hatte dem treuen Diener gern den Wunsch gewährt, sich in der Nähe seines ehemaligen Hauses niederlassen zu dürfen um da, wo er geboren war und gelebt hatte, in Ruhe die letzten Jahre seines Lebens zu genießen.

So war der Wald hier noch ein wenig mehr ausgerodet worden und etwa dreißig Schritte von der Försterei erhob sich das kleine einstöckige Haus, das dem alten Mann zum Aufenthalt diente. Gegen das finstere

Aussehen des alten Gebäudes gewährte es einen doppelt freundlichen Anblick. Ein kleiner zierlicher Blumengarten umschloß es von drei Seiten, mit der vierten lehnte es sich an eine waldbedeckte Höhe von der herab, sprudelnd und rauschend, über Steine und Baumäste hüpfend und wie in ungebundenster Jugendlaune aufjubelnd wenn der Sprung geglückt war, ein klarer durchsichtiger Waldbach strömte:

Er hüpfte sprudelnd und schäumend
Kühn über Felsen und Stein;
Von seinem Ufer wie träumend
Schauten die Blumen hinein.

Und jede in seinen Fluthen
Fand wieder ihr reizendes Bild,
Und wähnte von heimlichen Gluthen
Die lachenden Wellen erfüllt.

Die Thoren! — nur eine zu lieben
War nimmer Waldbächleins Ziel;
Von einer zur andern getrieben,
Trieb er mit allen sein Spiel...

und benahm sich also recht geckenhaft und brachte förmlich etwas Weltlichkeit hinein in das Idyll des Waldes! — Vielleicht liebte Helene, des Försters junge Enkelin, den Bach deshalb vorzugsweis, während der alte Mann und seine greise Gefährtin viel lieber unter der alten Ulme vor der Thür saßen, den Blick in die dunkle Tiefe des Waldes gerichtet.

Die alten Leute hatten viel Unglück im Leben erfahren. Kummer und Schmerz waren hineingedrungen in den Waldtempel des Friedens, hatten die Herzen erschüttert und manches stille Glück gebrochen. Aber es war alles in Demuth getragen, im Glauben überwunden worden, und die Abendsonne ihres Lebens stand an einem klaren Horizont.

Von drei Söhnen war ihnen keiner geblieben ihren sinkenden Tag zu verschönen und einst die traurige Pflicht zu erfüllen, den Eltern die Augen zuzudrücken. Der Name des Aeltesten stand auf der in der nahen Dorfkirche aufgehängten Gedenktafel unter denen verzeichnet, die da in schweren Zeiten ausgezogen zum Dienst des Vaterlandes und nicht wieder zurückgekehrt waren. In der Blüthe der Jahre war er den schönen Tod für's Vaterland gestorben und die Augen der Eltern weilten jeden Sonntag mit erneut schmerzlichem Ausdruck auf der welken Lorbeerkrone über der Gedenktafel, ehe sie die Gedanken dem Wort zuwandten das da lehrt irdischen Schmerz und weltliche Ehre für nichts achten im Vergleich zu der seligen Vollendung, die zu erreichen Allen, Glücklichen nnd Geprüften, Reichen und Armen, als einziges wahrstes und schönstes Lebensziel gegeben ist.

Der zweite Sohn, des Vaters Nachfolger im Amt, war vor zwei Jahren erst durch ein in der ganzen Gegend grassirendes Nervenfieber, das zahllose Opfer gefor-

dert, dahingerafft worden und ruhte auf dem kleinen Friedhof im Walde.

Er war nicht verheirathet gewesen und der Sohn des ältesten Bruders, den er, nachdem auch dessen Mutter gestorben, wie sein eignes Kind erzogen hatte, wurde nach ihm Förster. Dieser war ein junger Mann von kaum sechsundzwanzig Jahren, aber seine vielfach bewiesene Tüchtigkeit im Fach so wie der Umstand, daß dieses Forstamt in der Familie beinah schon erblich geworden war, bewirkten daß er allen andern Bewerbern vorgezogen wurde. Er hatte ganz die seiner Familie angeborne Liebe zu seinem Beruf und das einsame Leben im Walde, das nur selten durch Verkehr mit der Außenwelt unterbrochen wurde, sagte seinem ernsten Charakter und stillen Wesen sehr zu. Er hatte ein warmes tiefes Gemüth und einen gebildeten Geist, wenn auch die Beobachtung der Natur, das Leben in ihr und ein gewisser praktischer Sinn, der aus Allem Nutzen schöpft, mehr dazu beigetragen hatten ihn zu bilden, als wissenschaftliche Bestrebungen. Seinen alten Großeltern war er Stab und Stütze und ihre Blicke verweilten mit eben solcher Genugthuung und inneren Befriedigung auf ihm, wie mit freudiger Hoffnung auf dem jungen lachenden Antlitz Helenens, der einzigen Tochter des jüngsten Sohnes, die vielleicht um so mehr mit ihren Herzen verwachsen war, als ihr Vater so viel gethan hatte diese Herzen zu betrüben und zu verletzen.

An ihm hatten sie viel Kummer erlebt, von seiner kränklichen Kindheit an, bis zu seiner leichtfertigen Jugend, seinem frühen Tode!

Er hatte einst zu schönen Hoffnungen berechtigt, er war der Liebling der ganzen Familie gewesen; und selbst als man aufhören mußte für seine Irrthümer und Vergehungen milde Namen zu erfinden, selbst da wich die Liebe nicht, aber sie hüllte sich in Trauer. Sein unsteter Sinn, sein Widerwille vor jeder ernsten Beschäftigung, seine in Uebermuth ausartende Lebenslust, sein Hang zu fortwährendem Wechsel, fortwährenden Zerstreuungen, verbunden mit frühzeitiger Verwöhnung die ihm nie einen Wunsch versagt, hatten seinen Ruin herbeigeführt.

Er starb sehr jung, an Geist und Körper gebrochen, und hinterließ der Sorge seiner Eltern eine arme junge Frau die, leichtsinnig wie er, wider den Willen seiner und ihrer Eltern die thörichte Ehe eingegangen war. Von den eignen Eltern deshalb verstoßen, öffnete sich ihr eine Zuflucht, ein Vaterhaus: hier lernte sie die einzige Hoffnung, die sie noch an's Leben fesselte und die sie bei dem Tode des Mannes mit Verzweiflung erfüllt, als einen Segen, als eine Gnade vom Himmel betrachten, deren würdig zu sein ihr einziges Ziel und Streben von nun an sein sollte. So strahlte ein Lächeln durch die Schmerzensthränen mit denen Helene den ersten Lebensgruß empfing, und der Glaube an die reinste Freude

feierte einen Sieg über die Zweifel einer tief gekränkten tief gebeugten Seele. Leider hielt die körperliche Genesung nicht mit der geistigen gleichen Schritt. Die Gesundheit der armen jungen Frau war durch frühzeitiges Leiden zu sehr erschüttert und bald fand auch sie Ruhe und völligen Frieden auf dem kleinen Friedhof den der Großvater ihres Mannes tief im Walde angelegt hatte zur einstigen Ruhestätte für sich und die Seinigen, da er meinte, nur hier im grünen Waldesschatten, wo sie gelebt und gewirkt, könnte der letzte Schlummer ihnen Frieden und Seligkeit bringen.

Aus einer traurigen Verbindung entsprossen, in Gram und Thränen geboren war also Helene: dennoch, seltsam genug, charakterisirte ein so heitrer Geist, ein so zuversichtliches Gemüth ihr ganzes Wesen. Die guten alten Leute verzogen sie, wie sie ihren Vater verzogen bei dem es doch so traurige Früchte getragen hatte: aber es war kaum möglich sie nicht zu verziehn. Selbst der Oheim, der doch seinen Pflegesohn so streng überwacht, steuerte dem kaum und Eduard, der zwölf Jahr älter als Helene auch fast eine Respektsperson für sie war, folgte dem allgemeinen Beispiel. Es hatte Jeder seine Freude an dem Mädchen. Sie wuchs auf wie eine schöne Waldblume, sie wurde nicht in fremdes Erdreich verpflanzt, es wurde nicht an ihr gekünstelt und geputzt. Ihren Unterricht hatte sie theils beim Oheim empfangen, so lange dieser lebte, theils bei dem Geistlichen des nahen Dorfs, aber

der Gang dahin, durch Wald und Feld war ihr meist lieber als das Lernen selbst. Das leichte Blut ihres Vaters floß in ihren Adern, und eine solche Lebensfreudigkeit blitzte in ihren schwarzen Augen, lachte auf den sanft geschwellten Lippen, klang hell in den Liedern die sie mit den Vögeln um die Wette und mit einer Stimme sang, welche der Lerche am jubelnden Ton, der Nachtigall an Schmelz nichts nachgab, daß nur sauertöpfische Gemüther hätten fragen können: was soll aus all der Fröhlichkeit werden? So wuchs sie heran, an Liebe und Freude gewöhnt, die liebenswürdigste kleine Tyrannin die es je gegeben; man hatte sie fast nie weinen fast nie betrübt gesehen, denn sie wurde eher ärgerlich als betrübt! und Eduard meinte, nur einmal habe er einen ernsten Ausdruck auf ihrem Gesicht gesehen, und zwar bei ihrer Einsegnung wo sie die langen dunklen Wimpern über die lustigen Augen gesenkt und die Lippen so fest aufeinander gepreßt habe. Daß sie ihm da noch mehr gefallen, sagte er nicht, aber er fügte hinzu, daß er nun wisse, was sie sein oder werden könne.

Werden? — kann denn das Einer vom Andern berechnen! Sind nicht so viel verborgne Kräfte und Schwächen im Menschen, die man kaum selber ahnt und die plötzlich ihre Stimmen erheben und mitsprechen und mitwirken bei der Entwicklung des Charakters? —

Doch lassen wir die Zukunft. Jetzt wo der gütige Leser Helenens Bekanntschaft machen soll, ist sie 16 Jahr

alt. Dort sitzt sie am offnen Fenster, die Herbstsonne wirft einen langen goldnen Strahl hinein und glänzt auf ihrem schwarzen Haar; sie hat den Kopf in die Hand gestützt und die Augen, die da in den grünen Wald hinein schauen, lachen weder, noch sind sie gedankenvoll. Man sieht es ihnen an, daß Helene trotz ihrem abgewendeten Gesicht mit allen Gedanken in der Stube ist.

Sie hatte auch volle Veranlassung dazu, denn da drinnen wurde Familienrath gehalten und ein Beschluß über ihre nächste Zukunft gefaßt, dem sie zwar jetzt schweigend zuhörte doch mit der festen Absicht, ihn, wie er auch ausfallen möge, zu ihren Gunsten zu lenken. Bedarf es oft nur einer geringen Veranlassung, um in ein so stilles von der Welt zurückgezognes Leben, wie es hier in dem kleinen Häuschen geführt wurde, Aufregung und Unruhe zu bringen, um wie viel mehr war dies jetzt der Fall, wo es sich darum handelte, diesen kleinen Familienkreis seiner lieblichsten Zierde zu berauben, die Blume fortzugeben, die Duft und Glanz über diese engen Räume hauchte, den Geist zu verbannen der in lachendem Frohsinn und jugendlichem Uebermuth in dies ernste abgeschlossene Dasein hinein blitzte wie Sternschnuppen am nächtlichen Himmel. Da, auf dem Tische lag der Brief der die Unruhe gebracht, und die Schriftzüge sahen schon so fest und bestimmt aus als wollten sie's immer vorhersagen, daß die Schreiberin nicht gewohnt sei, sich widersprechen zu lassen. Es war ein wunderliches Ge-

misch von hochtrabendem Pathos und einfacher Güte in dem Brief, viel Selbstbewußtsein, viel Weisheit, sehr viel Logik, aber Alles so künstlich, so wenig lebenswarm, daß man nicht wußte, sollte man sich darüber ärgern, dazu lachen, oder das ganze Gebäude mühsam zusammengesuchter Weisheit umwerfen wie ein Kartenhaus. Aber das war hier alles Nebensache, nur der Hauptinhalt beschäftigte die Gemüther, der Wunsch und Vorschlag Tante Florinens, die alten Leute möchten ihr die Nichte, das Kind ihrer einzigen geliebten Schwester für einige Zeit anvertrauen nicht nur, damit ihr jugendlicher Sinn sich erfreue an den Genüssen des Lebens in der großen Stadt, sondern auch damit einer doch nur beschränkten einfachen Erziehung nachgeholfen werde, wozu, wie deutlich zwischen den Zeilen stand, schon allein der Umgang mit einer so hochgebildeten Person, wie sie selbst sei, wesentlich beitragen würde.

Es war schon viel für und wider die Sache gesprochen worden. Tante Florine war eine streng moralische Person, die in allgemeiner Achtung stand; ihrer Aufsicht durfte man ein junges Mädchen getrost anvertrauen. Helenens aufgeweckter Geist konnte sich dort mit mancher Blüthe schmücken, die in der Waldeinsamkeit nicht wuchs; sollte man sie der Gelegenheit dazu berauben? — Ihrem frischen jugendlichen Sinn, der die Freude bisher aus so bescheidnem Quell geschöpft, hatte schon lange eine solche Abwechslung wie ein unerreich-

bares strahlendes Ziel vorgeschwebt; sollte man es ihr jetzt, wo sie es erreichen konnte, entrücken? — Und doch, wie öde würde das Haus sein ohne sie, wie still und düster der Wald! — Es war ein harter Kampf in den Herzen der Großeltern.

„Ein Blatt, einmal vom Baum geweht, kehrt nie wieder zum alten Stamm zurück;" sagte der Graßvater endlich.

„Aber der Wind der's von dannen weht," wandte Eduard ein, „kommt nicht von selbst und der, welcher ihn schickt, weiß wohl warum's geschieht."

„Es ist schon manch reines Herz in der Welt verdorben worden und zu Grunde gegangen," seufzte die alte Frau und dachte an eine ferne Vergangenheit. Eduard dachte, dann sei der verborgne Grund des Herzens doch schon sehr schwach gewesen, aber die Gedanken der Großmutter errathend sprach er es nicht aus, sondern sagte nur:

„Ein ungeprüftes Herz mag gar leicht unter oder über seinen Werth geschätzt werden. Laßt sie doch gehn," fügte er dann hinzu, „Ihr seht ja, dem jungen Vogel sind die Schwingen gewachsen und er sehnt sich ein wenig, sie in freier Luft zu regen. Hat er sich erst umgeschaut in der Welt, kommt er wohl um so lieber zum Nest in den grünen Wald zurück. Wir sind so keine rechte Gesellschaft für das junge Mädchen, Ihr beiden alten Leutchen und ich rauher Jägersmann."

Helene war aufgestanden, als Eduard so sprach. Sie stand jetzt vor ihm mit halb geöffneten Lippen und erglühten Wangen; sie sagte nichts, aber ihr Gesicht strahlte ihn an, und er mußte seine Augen senken damit ihm sein uneigennütziger Ausspruch nicht noch schwerer gemacht wurde.

„So sollen wir denn unsern lustigen Singvogel verlieren," sagte die Großmama betrübt; denn Eduard war in ihren wie in des alten Försters Augen ein so verständiger, ein so grundguter junger Mann, daß ihre Meinung sich häufig nach der seinen richtete und hier um so mehr, da die Furcht vor einer selbstsüchtigen Entscheidung eine gewaltige Stimme zu Helenens Gunsten erhob: „Willst Du denn durchaus fort von uns? kannst Du dir denn eine schönere Heimath denken als die Deine?"

„Um darin zu sterben, nein," sagte Helene leichtsinnig, „aber zum Leben ist's gar einsam!"

Und dann, noch ehe einer etwas erwidern konnte, sang sie plötzlich mit heller Stimme:

Im Walde, im Walde,
Am blauen See:
Da lagert der Hirsch,
Da gras't das Reh.

Da spielen die Häschen
Lustig Versteck;
Und Eichhörnchen wiegt
Auf den Zweigen sich keck.

Da haben die Vögel
Ihr Nest gebaut,
Und singen so fröhlich
Und jubeln so laut!

Da lag ich oftmals
Im hohen Gras,
Und träumte und dachte,
Ich weiß nicht was.

Doch plötzlich tagt' es
Da fiel es mir ein:
Möcht' Häschen nimmer
Noch Eichhörnchen sein;

Und nimmer der Hirsch
Und nimmer das Reh,
Viel lieber das Vöglein
In luftiger Höh.

Dann flög' ich von dannen
Dann würd' ich kühn,
Mit weit offnen Schwingen
Die Lüfte durchziehn.

Und über mir lachend
Des Himmels Gezelt,
Wollte mit Liedern
Ich stürmen die Welt!

Und erst, wenn der Jubel,
Die Freude verhallt,
Dann käme ich wieder
— Zu sterben im Wald!

Helene hatte das Lied gesungen ohne weiter auf ihre Umgebung zu achten; sie erschrak, als sie sah daß helle Thränen über das blasse Antlitz der Großmama flossen.

„Ich fand das Lied unter Deinen alten Noten,“ sagte sie ganz ängstlich, „sollte ich's nicht singen? thut's Dir weh, es zu hören? Ach Gott, ich meine es ja auch gar nicht so, wie's in dem Liede steht. Ich will ja auch hier froh und glücklich sein, will gar nicht nach der Stadt, wenn Du darum weinst.“

Aber die alte Frau hatte schon ihre Thränen getrocknet. „Dein Vater hat das Lied einst gedichtet und gesungen,“ sagte sie, „und hat's dann grade so gehalten wie's im Liede steht. Er kam nur zurück, um hier zu sterben. Es klang mir darum wie eine düstre Mahnung aus seinem Grabe, als sollten wir dich nicht denselben Prüfungen aussetzen.“

Aber zu Gunsten von Helenens Wünschen fand jede abergläubische Regung in ihres Großvaters hellem vernünftigem, Geist entschiedenen Widerspruch. Er meinte, Gott habe einem Jeden das Gewissen gegeben als Leiterin und Warnerin auf den verworrenen Wegen der Welt; bei wichtigen wesentlichen Entscheidungen beseitige dies jeden Zweifel, und es bedürfe der äußern nur die Urtheilskraft verwirrenden Zeichen nicht. Er habe geschwankt ob er Helenen zu der Tante gehen lassen solle, theils weil ihm bange gewesen bei dem Gedanken, den

ganzen Winter ohne das liebe Kind zu verleben, theils weil er einen Augenblick gefürchtet, sie so jung seiner und der Großmama wachen Fürsorge zu entziehn. Soweit aber Fürsorge überhaupt nöthig, werde die Tante dafür einstehn; im übrigen wisse sie selbst ja, was recht und gut sei. Die Menschen könnten überhaupt nur bis zu einem gewissen Grade erzogen werden; die eigne Einsicht lerne dann weiter, baue weiter auf dem Grunde, den rein fest und klar zu legen Hauptpflicht der Erziehung sei. Eduard habe ganz recht, erst ein geprüftes Herz sei richtig zu schätzen, aber zu vertrauen sei auch einem ungeprüften, und er vertraue Helenens Herzen. So möge sie denn getrost der Tante Einladung annehmen, möge mit frohem Sinn die jugendlichen Freuden genießen die das Leben in der Stadt ihr gewähren könne, möge die Mittel benutzen die ihr zur Fortbildung ihres Geistes geboten würden, möge aber vor allen Dingen nicht vergessen daß alle Wissenschaft der Welt doch nur Thorheit und Tand wäre vor den Augen des Höchsten, und in der Wagschale der ewigen Gerechtigkeit nichts wöge gegen ein reines kindliches Herz."

Helene sagte nichts, aber sie jubelte ihren Dank als sie den alten Mann um den Hals fiel, seine weißen Haare streichelte, und in zärtlicher Innigkeit die runzelvolle Stirn küßte.

Dann kam die Großmama an die Reihe! und auch Eduard bekam einen Kuß, der ihm einen Moment glü-

hendes Roth über die Wangen jagte! und dann setzte sie sich, der Tante Brief umgehends zu beantworten, der aber dann erst in ruhiger vernünftiger Weise geschrieben wurde, als Eduard ihr zugeflüstert, daß ihre unverholne Freude den alten Leutchen weh thue. Sie zog zwar einen Augenblick die schön gezeichneten dunkeln Augenbrauen zusammen und sagte: „Danke schön, Herr Hofmeister," wie sie ihn immer zu nennen pflegte wenn eine seiner treffenden stets freundlichen Bemerkungen sie auf einen Fehler oder eine Rücksichtslosigkeit aufmerksam machte: aber wie immer handelte sie dann doch nach seinem Rath.

So ging der Brief, der in jeder einzelnen Zeile Zeugniß ablegte von der Schreiberin Wonne, an Tante Florine ab, und wurde mit so viel Freude empfangen als diesem zwar guten doch wunderlich verbildeten Herzen nur möglich war.

Tante Florine war in der That eine seltsame Person, eine von jenen, welchen bei vielen günstigen Anlagen des Geistes und Herzens doch jene Liebenswürdigkeit, jene Anmuth der Seele fehlt, die den Werth der ersteren so unendlich erhöht. Hübsch war sie nie gewesen, hatte nie auch nur die Blüthe der Jugend besessen die wenigstens für kurze Zeit den Schein der Schönheit verleiht.

Was aber die Moralisten auch sagen mögen: ein hübsches Aeußere ist durchaus nichts Unwesentliches, besonders nicht für ein Mädchen. Wie gern schaut Jeder in klare freundliche Augen, auf einen lieblichen durch Jugend und Frohsinn geschwellten Mund, in fein gezeichnete Züge; wie gern folgt man den leichten Bewegungen einer anmuthigen Gestalt und wie ist man geneigt, denen vorzugsweise freundlich zu begegnen die der Himmel mit so sichtlichem Wohlgefallen erschaffen. Wie leicht wird es diesen Bevorzugten gemacht zu gefallen und liebenswürdig zu sein, wie viel schwerer jenen die erst alle Kälte, alle Gleichgültigkeit zu besiegen haben mit denen die Welt in ein Angesicht schaut, das nicht auf den ersten Blick fesselt, das eines viel höhern Grades von Seelenschönheit bedarf, um mit verbildeten Zügen und mangelnder Blüthe zu versöhnen. Und wer giebt sich denn im oberflächlichen Verkehr der Welt die Mühe, die Geistesschätze zu heben die, tief innerlich ruhend gerade da wo äußere Schönheit sie nicht schon verräth oder vorspiegelt, gewöhnlich des Zaubers entgegenkommender Freundlichkeit bedürfen, um an's Licht des Tages gefördert zu werden?

Darum, gepriesen sei ein hübsches anmuthiges Antlitz, in welchem des Schöpfers Güte so sichtlich ausgeprägt: aber wehe, täuscht die göttliche Schrift. Ein Geschenk des Himmels ist's, erst zu verdienen durch richtige Werthschätzung. Es ist ein tief innerliches Bedürf-

niß der Menschen, namentlich des weiblichen Geschlechts, zn gefallen, oder vielmehr geliebt zu werden was nur ein höh'rer Grad des Gefallens ist. In dem Wunsche liegt kein Unrecht; nur, daß so oft verkehrte Wege dazu eingeschlagen werden, hat ihn in Mißkredit gebracht. Sich der Liebe würdig zeigen ohne bestimmten Anspruch, Gott zuerst gefallen wollen, ist allerdings der einfachste Weg; aber wer findet ihn immer? —

Auch Tante Florine hatte ihn nicht gefunden. Denn ihr fehlte ein Haupterforderniß liebenswürdigen Wesens, die Anspruchslosigkeit. Ihr vortreffliches Herz, ihr rechtschaffner Sinn, ihr weiches Gemüth hätten vielleicht mit leichter Mühe die Häßlichkeit ihres Antlitzes besiegt; sie wählte andere Waffen und erfocht nur eingebildete Siege. Solange sie jung war, hatte eine weiße feingeformte und doch volle Hand die Herrschaft ausüben sollen, welche die eigensinnige Welt nun einmal nur einem hübschen Gesicht zugesteht.

Aber wenn auch bei jeder Gelegenheit und im günstigsten Licht gezeigt, griff doch Keiner darnach, nicht einmal zum Tanz, während Hedwig, die jüngere und sehr viel hübschere Schwester Florinens, Triumph auf Triumph feierte, und unbedacht genug war, die vergessne und übersehene Schwester durch Aufzählung derselben recht oft zu kränken. Ihr gutes Herz trug's der Bevorzugten nicht nach, aber der innere Hang sich geltend zu machen griff nach andern Hülfsmitteln. Leider vernichtete die

deutlich hervortretende Absicht nur wieder jeden Erfolg. Sie wollte nun durch Geist, durch außergewöhnliche Bildung glänzen.

Alle weiblichen Arbeiten wurden bei Seite gelegt, Stöße von Büchern angeschafft, und bis tief in die Nacht hinein brannte die Lampe in ihrem Zimmer. Es war doch immer nur ein Irrlicht das dadurch in ihrem Kopf entzündet wurde.

Sie sprach nun fertig französisch und englisch, sie war mit der Literatur auf's genaueste vertraut, ihr eisernes Gedächtniß barg ganze Zahlentafeln und Kuglers Kunstgeschichte war ihr Morgen- und Abendgebet. Aber all ihr Wissen blieb nur todtes Kapital.

Es hatte ihr den Horizont nicht erweitert, den Blick auf die Welt nicht erhellt, die Gedanken nicht geläutert von kleinen engen Bestrebungen. Es war und blieb nur Werk der Eitelkeit, es sollte nur die Wichtigkeit der eignen Person erhöhen und, statt daß ihr Geist geläutert und verklärt sich empor schwang, versank er nur in Bücherstaub und unnützen Kram. Schade um die schönen Kenntnisse!

Sie wurde nun ein Schrecken der jugendlichen Versammlungen, an denen Theil zu nehmen ihr Alter sie vollkommen berechtigte. Trockne unfruchtbare Gelehrsamkeit würde ein hübsches Mädchen des Zaubers berauben, einem häßlichen wird sie nie verziehn. So stand sie auch hier wieder mit zurückgewiesenen Ansprüchen da

und, weil sie sich das nicht eingestand oder nicht eingestehn wollte, erhöhte sie, gleichsam zum Ersatz, ihre eigne Bedeutsamkeit vor sich selber und kam fast nie mehr vom hohen Cothurn herunter. Nur zu geneigt, jede kleine Aufmerksamkeit, die ihr ausnahmsweise zuweilen erwiesen wurde, durchaus nur auf ihr Verdienst zu beziehn, meinte sie, ihr Geist habe einen glänzenden Sieg gefeiert, als Edmund Friedberg, der sein letztes Universitätsjahr in derselben Stadt, wo ihre Eltern wohnten, verlebte, sie auf einem glänzenden Ball plötzlich zum Gegenstand seiner auffallenden Huldigungen erwählte. Mit einem seltnen Gefühl von Glück und Freude kam sie nach Hause und diesmal war sie nicht bloß geduldige Zuhörerin bei den lachenden Erzählungen der schönen gefeierten Schwester, diesmal erzählte auch sie: von dem ebenbürtigen Geist dem sie endlich einmal begegnet, von dem höheren Verständniß sympathisirender Seelen, von gemeinsamer Wanderung durch die Hallen der Kunst und des Wissens. Sie erzählte noch davon, als Hedwigs Gedanken sich schon längst, im wüsten Durcheinander der nachklingenden Polka- und Walzertöne verwirrt, in das Reich der Träume hinübergeschwungen hatten.

Es begann nun für Florine eine kurze Periode des Glücks, wenn auch eines sehr eingebildeten, sehr thörichten, sehr gehaltlosen. Bei ihren vielen Unterhaltungen mit Edmund, vor deren unergründlicher Tiefe vernünftige Menschen zurückgeschaudert wären, bei ihren Strei-

tigkeiten über Tag und Jahr dieser oder jener wichtigen Begebenheit, über diese oder jene Regel der Baukunst, Dinge die sie meist besser wußte wie der Student, glaubte sie einem hervorragenden Geist zu imponiren, ein feuriges Herz an das ihre zu fesseln.

Die Aermste! Sie war nur Gegenstand einer leichtsinnigen Wette, wie übermüthige junge Leute in übersprudelnder Laune, ohne Rücksicht auf die Gefühle Andrer sie wohl einmal eingehn.

Bei einem lustigen Zechgelage, wo denn auch die Damenwelt Revue passiren mußte, war dem neuen Ankömmling Edmund Florine in so abschreckenden und dennoch so lächerlichen Farben geschildert worden daß der übermüthige Mensch Lust bekam ihre Bekanntschaft zu machen, sich hoch und theuer verschwor gerade für solche Abnormitäten eine besondere Passion zu haben und zuletzt, als die Lustigkeit gestiegen, als die Besinnung untergegangen war in schäumenden Champagnerwellen, die Wette einging sie für vier Wochen zur Dame seines Herzens zu küren.

Das unbesonnene boshafte Spiel begann in der erwähnten Weise, aber nach vierzehn Tagen schon erklärte sich Edmund für besiegt; länger war's ihm unmöglich, Angesichts der schönen strahlenden Augen Hedwigs, Florinens Triumphwagen zu ziehen. Florine war starr, als sie die plötzliche Verwandlung des Freundes bemerkte. Nicht nur ihre Eitelkeit war gekränkt,

sondern auch ihr Herz, das eben angefangen hatte in den süßen Empfindungen zu schlagen worin eine junge menschliche Seele einmal völlig begreifen kann welch ein strahlender Schimmer von Glück, Hoffnung und Glauben über eine Welt gebreitet ist die aus dem schöpferischen Gedanken eines Geistes allmächtiger Liebe entsprang. Sie warf die aufdämmernde Ahnung gewaltsam von sich und kehrte wieder zu ihren todten Götzen zurück, nicht aber ohne Hedwig auf's Ängstlichste zu warnen, auf's Sorgfältigste zu überwachen.

Hedwig war eben so leichtsinnig, eben so unbedacht und grundsatzlos, als lieblich in ihrem Wesen und schön in ihrer Erscheinung. Florinens Uebertreibung im Streben nach gelehrter Bildung hatte sie in das entgegengesetzte Extrem hinübergeführt. Sie lernte am liebsten nichts, und der Vater war viel zu sehr beschäftigt darauf zu achten, die Mutter zu flach, zu sehr nur darauf ausgehend mit der Schönheit des Lieblingskindes zu prunken, um fähig zu sein das richtige Gleichgewicht herzustellen. Florine machte ihre Autorität auch in falscher Weise geltend und so half ihre Warnung vor Edmunds Leichtsinn nichts. Aus Sonnenstrahlen und Rosen webte die Liebe den Schleier den sie über Hedwigs Welt warf. Sie sah Gegenwart und Zukunft nur in dem trügerischen Licht und wie ein Schmetterling, so sorg- und achtlos flatterte sie um den leuchtenden Schein, der ihr Tod und Verderben bringen sollte.

Ihre Liebe war zugleich ihr Glaube und, da die Eltern diese nicht anerkennen wollten, da sie jeden Verkehr mit Edmund abbrachen, von keinem Versprechen für die Zukunft vernünftigerweise etwas wissen wollten, hielt sie es nur für ein Märtyrerthum ihres Glaubens, dem Geliebten wider den Willen der Eltern zu folgen als er die Universität verließ und als er in der Idee, ein Genie wie er, finde überall in der Welt seinen Platz, und, bis seine Hülfsmittel erschöpft, würde sich ihm von selbst eine Lebensbahn eröffnet haben, mit der thörichten Frau die Irrfahrt durchs Leben begann. Sie endete in der hoffnungslosen Weise wie wir's im Anfang unsrer Erzählung erwähnt haben.

Florine hatte sich bei der ganzen traurigen Angelegenheit sehr hübsch benommen. Ihre Indignation über die schmähliche Täuschung, die sie erfahren, hatte sie nicht gegen die Schwester erbittert, deren unglückliches Loos sie ahnend vorhergesehen und die vor der unglückseligen Neigung zu bewahren sie sich deßhalb redlich bemüht hatte. Und als Hedwigs heimliche Entfernung aus dem Hause ihre Fürsorge erfolglos gemacht, that sie was in ihren Kräften stand, die erzürnten Eltern mit dem eigenmächtigen leichtsinnigen Schritt auszusöhnen. Es gelang nicht eher, als bis Hedwigs junges Leben dem furchtbaren Sturz vom Gipfel leichtsinniger Hoffnungen in ein Leben voll Mühsal, Entbehrung und Kummer erlegen war.

Erst auf dem Todbett empfing sie durch Florinens Mund die Botschaft der Vergebung.

Florinens Jugend, die ihr überhaupt wenig Vorzüge gewährt, schien von diesem Augenblick an vorüber. Sie zog sich vollends von all den Freuden und Genüssen zurück, die sie überhaupt ja mehr an sich vorübergehen lassen, als sie getheilt hatte. Sie widmete ihre Zeit noch mehr ernsten Studien und glaubte einen Schatz von Klugheit zu sammeln, gegen den keine ihrer Zeitgenossinnen aufkommen könnte.

Nun schöpft man aber die beste Klugheit nur aus dem frisch sprudelnden Quell lebendiger Erfahrung; nun entspringt aber die beste Weisheit gerade aus der Thorheit der Jugend, wohlverstanden aus dem richtigen Maß derselben. Wer selbst nie jung gewesen, wer nie die natürlichen Kräfte in sich hat wirken lassen, nie den tausend unschuldigen Stimmen des Herzens gelauscht, nie die kindischen Possen übersprudelnder Laune getrieben hat, soll der wissen wie einem jugendlichen Wesen eigentlich zu Muth, wie es zu leiten zu zügeln ist; wie das Maß der Entwicklung zu bestimmen, wie die Erziehung zu handhaben, damit sie die freien Kräfte der Natur nur regle, nicht hemme?

Florine hatte aus sich selbst ein Produkt der Kunst gemacht und verkünstelte sich immer mehr. Junge Leute gaben sich nicht die Mühe durch das lächerliche Pathos ihres äußern Benehmens zum Kern ihres rechtschaffnen

Herzens durchzudringen: sie sahen die anspruchsvolle Erscheinung gern aus ihrer Mitte scheiden und sich ihren Umgangskreis da wählen wo sie theils wirklich durch ihre Kenntnisse imponirte oder wo man dies unfruchtbare Wissen lächelnd überging und versuchte, die guten Seiten ihres Gemüths allein zu beachten. Sie stand also nicht ganz freundlos da, als der Tod sein trauriges Recht geltend machte und erst den Vater, dann die Mutter von ihrer Seite riß, und war um so weniger verlassen als ein für eine einzelne Dame nicht ganz unbedeutendes Erbtheil sie in den Stand setzte, sich mit allem Comfort des Lebens zu umgeben. Sie hatte nun vor der Welt gewissermaßen ein Recht, sich geltend zu machen, und da ihr anspruchsvolles Wesen, die Salbung mit der sie sprach, die Würde mit der sie auftrat, da dies Alles weniger auffiel je älter sie wurde, errang sie sich mit der Zeit doch unbestrittne Achtung, hier und da sogar Zuneigung.

Sie hatte wohl oft den Wunsch geäußert, Helene ganz in ihre Häuslichkeit aufzunehmen. Es war ein eignes Gefühl das sie an das Kind band; nicht einfache Verwandtenliebe, wie jeder weniger geschraubte Geist es genannt haben würde, sondern ein Gefühl, das durch viele künstliche Gedankenprozesse zu einem Gemisch schwärmender Erinnerung und resignirtester Großmuth geworden war. Die vierzehn Tage ihrer Jugend, wie ihr kurzer Liebestraum genannt werden kann, hatten

sich in Folge eines sehr menschlichen und sehr häufig angewandten Verfahrens in ihrer Rückerinnerung ebenso verlängert, wie der sehr unvollkommne Liebesroman eine feste Gestalt angenommen hatte. Sie glaubte beinah an ein Geständniß das doch, zu Edmunds Ehre sei es gesagt, wenigstens nie über seine Lippen gekommen war und fragte sich oft, wie diese lange treue Liebe doch habe mit einem so schmählichen Verrath enden können, ein Verrath der immer schwärzer erschien je mehr sich ihre Rechte in der Einbildung vergrößerten. So wurde ihre Liebe zu Helenen immer mehr das Werk großmüthiger Vergebung; ihre höchst seltnen Besuche in der Försterei endeten stets mit der Betrachtung über den Edelmuth dieser Liebe, und sie nahm somit einem Gefühl, das aus unwillkürlicher Herzensregung entsprungen ihr alle Ehre gemacht haben würde, durch diese Selbstanerkennung wenigstens die Hälfte seines Werths.

Der Wunsch, Helene zu erziehen, wurde ihr nicht gewährt. Die alten Leute konnten sich nicht entschließen, diesen Schatz aus den Händen zu geben; sie meinten sie für ihre einfachen Verhältnisse genügend und würdig erziehen zu können.

Aber das Gefühl, Tante Florinen dadurch ein großes Glück entzogen und für sich allein in Anspruch genommen zu haben, trng auch jetzt wesentlich zu dem Entschluß bei, sie ihr wenigstens auf einige Monate zu überlassen.

Tante Florine hatte nun im Grunde nicht sehr viel Vorbereitungen nöthig, um ein junges anspruchsloses Mädchen in ihre wohlgeordnete kleine Häuslichkeit aufzunehmen. Einige Worte zu der umsichtigen Jungfer gesagt, würden zu den nöthigen Einrichtungen hinreichend gewesen sein; aber das war nicht nach ihrem Sinn. Sie legte zwar nicht selbst Hand an, aber sie beaufsichtigte und änderte so viel, hatte so viel zu bedenken, behandelte Alles mit solcher Wichtigkeit, daß, wie sie Helenen schrieb, noch einige Wochen vergehen könnten, ehe sie im Stande sein würde sie abzuholen, ein Aufschub der weniger Helenen als ihrer Umgebung willkommen war.

Der Spätherbst neigte sich seinem Ende entgegen. Die Sonne schaute hier und da schon durch kahle Zweige oder schimmerte auf dunkelroth gefärbtem Laub, das nur des nächsten Sturmes harrte um seine purpurne und goldne Pracht der Vernichtung anheimzugeben. Helene zählte mit herzklopfender Freude die Stunden die sie noch von der geträumten Herrlichkeit des Stadtlebens trennten und erlaubte nur selten einem wehmüthigen Abschiedsgedanken die ernste Einmischung in ihre Freude; die Alten hatten sich in den Gedanken an die Wintereinsamkeit ergeben und Eduard suchte schon jetzt in stiller freundlicher Weise all seine Beschäftigungen

so einzurichten, um möglichst viel Zeit zu ersparen und diese den alten Leuten zu widmen.

Da hielt denn eines Tages die geschlossne Kutsche Tante Florinens vor der Thür und diese kam, wie eine gute oder böse Fee, den Liebling des Hauses aus der Waldeinsamkeit hinaus in die große weite bunte Welt zu entführen.

Es war eine sehr freundliche nur mit etwas Herablassung gemischte Art, wie sie Eduards Hülfe beim Aussteigen annahm, einen Augenblick eine sehr kleine in engem Handschuh verborgne Hand auf seiner Schulter ruhen ließ, und ihm mit leichter Kopfbewegung zunickte. Dann überschritt sie die Schwelle des Hauses, in dem sie von Helenen fast mit einiger Befangenheit, von der alten Mama in Rückblick auf die Verwandschaftsbande die sie verknüpft sehr wehmüthig, vom alten Förster mit gastlicher Höflichkeit empfangen wurde — nachdem dieser erst einen herzerleichternden Fluch über den von ihr am Familienglück beabsichtigten Raub zwischen den Zähnen gemurmelt.

Tante Florine war eine hohe schlanke Gestalt, die durch ihre außerordentliche Hagerkeit wie durch die Gewohnheit, allen Geboten der Mode zum Trotz nur lange schleppende Gewänder zu tragen, nur noch größer erschien. Sie hatte ein blasses schmales Gesicht das trotz einer hübsch geformten Stirn völlig reizlos aussah und dessen hervorstechender Ausdruck der eines vollendeten

Selbstgefühls war. Sie ging und sprach langsam und abgemessen. Jedes Wort hatte seine sehr bestimmte Betonung, jede kleine Bemerkung wurde in gewählte Worte gekleidet, jede längere Rede in folgerichtigen Sätzen gehalten so daß, wer nicht hinsah, hätte glauben können sie läse ab. Da stürmte nie ein rasches Wort hervor und wurde durch ein andres verdrängt als sei's noch viel zu langsam für den Gedanken; da gab's nie eine Abschweifung des Geistes in eingeschobnen Zwischensätzen, keine plötzliche Pause für ein überwältigendes Gefühl. Ruhig und sacht liefen die Worte herunter, wie Perlen aüf eine Schnur gereiht, eine wie die andre gleich sorgfältig, gleichviel ob's eine Glasperle, ob's eine echte war.

Helene hatte ordentlich ein Examen vor der Tante zu bestehen, in welchem ihr Verstand bessere Proben ablegte als ihre Wissenschaft; aber ihr kindliches zutrauliches Wesen erfocht schnell genug einen Sieg über die steife abgemessne Dame, und es waren noch nicht viele Stunden verflossen als sie ihr schon unter Lachen und Schmeicheln erklärte, daß sie bei ihr glücklich und vergnügt sein, aber am liebsten nichts anders lernen wollte, als singen.

Zwei Tage hatte Florine in der Försterei bleiben wollen, aber sie mußte einen Tag nach dem andern zulegen bis die Woche zu Ende ging, so schwer wurde Allen die Trennung. Auch über Helenens Freude und

Hoffnungen warf sie einen leichten Schatten. Der Schalk war aus ihren Augen gewichen, und die Lippen zuckten fast unter dem vergeblichen Bemühn zu lächeln als sie Eduard am Morgen des letzten Tages bat, noch einmal mit ihr durch den Wald zu gehn, damit sie diesem Lebewohl sage und ihn bitte, ihr in Frühlingsduft und Frühlingsreiz einen Gruß entgegenzuwehn wann sie wiederkomme in die liebe Heimath.

Eduards Abwesenheit war nun heute zwar tief hinten in der Lichtung bei'm Holzschlagen nöthig, aber er schickte den ältesten Jägerburschen hin, nahm den grünen Jagdhut von der Wand, pfiff dem treuen Nero und trat mit Helenen die Wanderung an.

Das Laub rauschte unter ihren Füßen, der Wind spielte mit Helenens Locken und wehte ihr in den fallenden Blättern des Waldes Abschiedsgrüße entgegen. Lange schritten sie schweigend nebeneinander. Helene war, als sei ihr Herz gefesselt vom Abschiedsweh, aber dann tauchten alte Kindheitserinnerungen in ihr auf und lös'ten die Fesseln.

Hier bei den dunkeln Tannen hatte Nero, das gute alte treue Thier, sie einst eingeschlafen gefunden, und so lange die kalte Schnautze an ihr Gesicht gedrückt, bis sie erwacht und so noch glücklich dem drohenden Gewittersturm entflohen war. Dort unten in der Schlucht hatte Eduard ihr das kleine junge Reh gefangen das dann so zahm geworden und ihr wie ein Hündchen überallhin

gefolgt war, bis einst die Liebe zum freien Waldleben in ihm erwacht war und es wieder einmal nach den Brüdern und Schwestern hatte sehen wollen, und wie die Kugel des Jägerburschen es dann getroffen und sie es wiedergesehen hatte mit den sterbenden gebrochnen treuen Augen. Ach das war eine traurige Erinnerung, aber dann kamen wieder fröhliche! Hier auf den Bergabhang hatte Eduard sie einst geführt und zwar mit verbundnen Augen, weil er ihr dort etwas Schönes zeigen gewollt. Sie war ungern gefolgt, denn sie ließ sich nicht gern blindlings führen: aber, als er ihr die Binde von den Augen genommen, wie bezaubert hatte sie dagestanden vor dem schönen tiefen Waldesgrund, der zu ihren Füßen lag, von dem herauf das Rauschen und Plätschern des Bachs in ihr Ohr drang; vor den wilden Rosen die ihre blühenden Köpfchen durch das dunkle Gebüsch wanden, vor dem Haidekraut das wie ein aus Blumen gewebter Teppich den Boden bedeckte! Sie dachte noch mit Vergnügen daran wie sie sich auf das Blüthenlager geworfen und die Stirn gekühlt hatte in dem frisch wehenden Waldesathem! sie erinnerte Eduard an den lustigen Scherz den er sich dann auf dem Rückwege Abends in der Dämmerung mit ihr gemacht, wie er ihr das ganze Haar voll Leuchtkäferchen gesteckt, daß die Großeltern sich schier gewundert, wer da durch den Wald wandle mit der Sternenkrone auf dem Haupt!

Sie waren während dieser Reminiscenzen an den

See gekommen, den blauen See von dem ihr Vater gesungen. Hierher war sie immer am liebsten gegangen, aber sie hatte es selten gedurft: denn er lag so weit, so einsam im Walde. Ihm mußte sie vor allem Lebewohl sagen.

Da lag er nun zu ihren Füßen, in durchsichtiger wundervoller Klarheit! Schilf kränzte sein Ufer, und die alten Erlen schauten träumerisch hinein. Die Morgensonne streute von Oben Licht und Glanz über ihn aus, die Luft rings umher war so klar, so rein, strömte solch wundervolle Frische aus, als müsse man mit jedem Athemzug ewiges Leben, ewige Jugend schöpfen.

„Ach sieh doch!" rief Helene plötzlich und bog sich weit vor über das Schilf am Ufer, „sieh doch den armen kleinen Vogel!" Sie hob das Thierchen auf, das sich, wenn auch mit sterbenden Kräften gegen die weiche Hand sträubte und dessen Herzchen so heftig schlug als wollte es die kleine Brust zersprengen. Es war eine wilde Taube und einer der lichtweißen Flügel hing schlaff herab als Helene sie aufhob und Eduard gab.

„Das arme Thierchen," sagte dieser mitleidig. „Es hat den Flügel gebrochen, wie hat es nur das so ungeschickt angefangen? Mag's nun sterben, was soll ein Vogel mit gebrochnen Flügeln!"

War's doch als habe die Taube nur auf dies letzte Urtheil gewartet. Weiß Gott, wie lange sie schon mit Schmerz und Angst ringend im Schilf gelegen — jetzt

riß der schwache Lebensfaden, die sanften Augen brachen, das Herz das noch eben so unruhig geschlagen stand still. — Eduard legte das Thierchen sanft auf den Boden und deckte das Schilf darüber.

Der kleine Vorfall hatte heute den so ungewöhnlichen Ernst der Stimmung Helenens noch erhöht.

„Eduard," fragte sie plötzlich, „kannst Du mir wohl sagen was das Glück ist?"

Eduard zeigte auf den See zu ihren Füßen.

„Sieh doch," sagte er, „solche Klarheit, solche Reinheit, solchen Frieden in eines Menschen Brust, und das unvergänglich strahlende Licht des Himmels über seinem Haupt, das ist Glück!" Helene schüttelte leicht den Kopf.

So denke ich mirs nicht," sagte sie, „nicht so ruhig, nicht so still. Wie ich's nennen, wie ich's beschreiben soll, weiß ich nicht. Es schwebt über mir wie ein Stern, es wirft leuchtende Strahlen über die Welt und ein jeder Strahl weckt Blüthen. Aber all die Strahlen und all die Blüthen gelten nichts, nur der ganze Stern ist es und, ehe man ihn errungen hat, ist Alles nur Schein des Glücks und, könnte er untergehn, wäre das ganze Leben ein Schatten, ein Nichts. Wie Du es schilderst, wär's schön, sanft dabei zu entschlummern: aber das Glück ist wahres Leben und nichts als Leben!"

„Ach," sagte Eduard und lächelte über ihre jugendliche Ueberschwänglichkeit, „dieser vollendete himmlische

Friede mag wohl auch erst gefunden werden, wenn wir die Augen schließen zum letzten Entschlummern. Auf der Welt denkt sich Jeder das Glück anders. Für den Einen ist's Liebe, für den Andern Ruhm und Ehre, für den Dritten Reichthum und Weltlust!"

„Und für Dich?" fragte sie naiv.

„Für mich?" — rief er mit plötzlich ausbrechendem Gefühl und seine Augen glänzten so feurig daß sie erschrocken vor der Gluth die ihren senkte, „für mich ist's Dein Herz! Ach Helene" fuhr er fast bittend fort, „laß mir dies fröhliche kindliche unschuldige Herz, verschenk' es nicht in der bunten hohlen Welt, nach der Du Dich sehnst; bring's unverfälscht zurück, gieb es mir, und ich will Dir den Stern vom Himmel holen von dem Du träumst, und Strahl auf Strahl soll Dein Leben schmükken, so wahr Gott mir hilft und meine Liebe und Treue Dir etwas werth ist."

Helene zog ängstlich ihre Hand aus der seinen; das unerwartete Wort hatte sie auf's Tiefste erschreckt. Sie zitterte ihn zu verletzen, und doch — sie wußte es — er hatte nicht zu gebieten über den Stern der ihre Träume erleuchtet. Sie schwankte einen Augenblick zwischen Furcht und Rührung, dann machte ihre muthwillige Natur sich wieder geltend, sie wollte sich und ihm durch einen Scherz aus der Verlegenheit helfen.

„Ist das auch recht, Herr Hofmeister," sagte sie lächelnd, „da hast Du erst selbst dem Vogel zur Freiheit

verholfen und willst ihm nun doch den Faden um den Fuß binden daß er nicht über den grünen Wald hinaus fliegen soll? Ist's auch ein seidner Faden, es bleibt immer eine Fessel."

Eduards Stirn überflog eine glühende Röthe, er wandte sich hastig ab.

„Verzeih," sagte sie leise, „ich kenne ja selbst mein Herz noch nicht, laß es mich erst kennen lernen."

„Vergiß, was ich gesagt" erwiderte er ruhig, „der Augenblick riß mich hin, es war unrecht. Mag sich eines Jeden Schicksal erfüllen, Dein's und mein's, wie Gott will."

Sie traten schweigend den Rückweg an. Es war vorbei mit den Erinnerungen an die Vergangenheit! Sie hatten an die Pforten der Zukunft geklopft und diese waren ihnen verschlossen geblieben. Helene träumte fort von dem goldnen Stern hoch über ihrem Haupt, Eduard dachte an ein altes Lied das sie gestern erst gesungen und das ihm gar nicht aus dem Sinn gewollt:

Ein jeder Stern dort an dem Himmelszelt,
Die Weisen sag'ns all, ist eine Welt!
Was kümmert's mich — bei'm holden Sternenlicht,
Dacht' ich an jene fernen Welten nicht.

Doch daß es Welten sind, ich hab's erkannt,
Seit einen Stern ich nicht mehr wiederfand:
Seit mir sein Licht nicht mehr den Pfad erhellt,
Versank in tiefe Nacht mir eine Welt.

Was sollten sie nun einander noch sagen! —

Daheim im Hause herrschte eben auch nicht die Fröhlichkeit vor. Der Großmama helle Augen waren seltsam verschleiert, der alte Förster hörte sichtlich zerstreut Florinens perlender Conversation zu, Eduard und Helene brachten nicht frische Waldblumen von ihrem Spaziergang heim, und ersterer fand heute nicht einmal sein gutmüthig spottendes Lächeln wieder als Florine, die eine Eiche nicht von einer Buche unterscheiden konnte, sich in Reflexionen über den Baustyl des Försterhauses vertiefte.

So schlich der Tag zu Ende, die letzte Nacht brach herein die Helene unter dem heimatlichen Dach verweilen sollte, dann kam der letzte Morgen.

In dichten herbstlichen Nebel gehüllt, lag der Wald da, er wollte Helenens Scheiden nicht sehen.

„Gott segne Dich!" sagte der Großvater. „Komm wieder wie Du gehst, mein liebes Kind," sagte die Großmama. Eduard sagte nichts. — Heut wagte Helene nicht, ihn zum Abschied zu küssen, wie damals in der Freude der beabsichtigten Reise; er hatte das geschwisterliche Band zerrissen, ein neues hatte sie nicht knüpfen wollen. Sie lieh ihm nur die Hand und einen Blick voll Freundlichkeit und Thränen. Er war der einzige, der keinen Kuß bekam: selbst Nero's zottiger Kopf wurde von ihren Lippen berührt, von ihren Armen umschlungen. So schied sie.

Mehrere Tage waren vergangen. Helene, schon völlig heimisch in der neuen Umgebung, entbehrte nicht die tiefe Ruhe der Heimath. Im Gegentheil, das bunte Gewühl auf den Straßen der Herzogl. Residenz fesselte ihren leicht beweglichen Sinn, und die Lebhaftigkeit ihrer Auffassung, die Natürlichkeit mit der sie sich jedem Eindruck hingab, setzte die ruhige nie ihre würdige Haltung vergessende Tante oft in das äußerste Erstaunen. In die geselligen Kreise derselben war sie noch nicht eingeführt worden, denn theils that Tante Florine Alles mit Bedacht, theils wollte sie die Neugier der Bekannten, die sie schon auf das Erscheinen einer jungen hübschen Nichte vorbereitet, noch etwas höher spannen. Sie gehörte nun einmal zu jenen die Alles was mit der eignen Person zusammen hängt, ob Sachen oder Menschen, in einem besonders verklärten Licht sehn. Es ist dies nur eine und zwar eine erträglichere Seite des Eigennutzes, dieses unter so vielen verschiedenen Namen angebetenen Götzen dem leider in der Welt überall Altäre errichtet werden. In Florinens Augen war Helenens frisches liebliches Gesicht nicht nur längst zur Schönheit geworden, sie hatte nicht nur das noble Aussehn wodurch die Familie ihrer Mutter sich stets ausgezeichnet, nein, ihre Schönheit fand bald nicht ihresgleichen.

Helene hatte es nun einmal verstanden, der Tante Herz im Sturm zu erobern und Saiten darin anzuschlagen, die vielleicht seit Florinens Kindheit nicht

mehr berührt worden waren. Wer Florine kannte, hätte lachen müssen, wie schnell, wie unbemerkt, wie spielend ihr Wille unterjocht wurde.

„Mein Kind," sagte sie, als beide jetzt am Fenster saßen und Helenens Hände müßig in ihrem Schoß ruhten weil das glänzende Auge nicht Zeit fand darauf hinzusehn, „mein Kind, wir müssen nun unsre Tageseintheilung mit einander besprechen. Ueber die Abende kann ich nicht gebieten, sie gehören der haute volée in der ich lebe und, da ich das Glück habe ziemlich beliebt zu sein und man eigentlich ohne mich keine Gesellschaft für recht vollzählig hält, so wirst Du gesellige Vergnügungen, diesen Vorzug des Stadtlebens, bald in vollem Maße kennen lernen. Aber die Tage" fuhr sie fort, „müssen wir durchaus den wissenschaftlichen Bestrebungen widmen, die allein dem Leben Werth verleihn. Jede Stunde muß ihre besondere Erndte auf dem Feld des Geistes halten."

„Tantchen," sagte Helene lachend, „meine Felder werden schnell leer sein."

„Darum wollen wir sie erst bepflanzen und keine Mühe und keine Pflege scheuen" erwiderte jene; „französische und englische Lektüre, Literatur, Kunstgeschichte, für alles Das wird Dein Interesse schon erwachen, wenn Du erst einmal die leuchtenden Lettern der Wissenschaft gelesen haben wirst."

„Leuchtende Lettern habe ich genug gelesen," sagte

Helene, „alle Abende vom Sternenhimmel herab, und der Großvater hat mir viel schöne und fromme Dinge dabei gesagt, und Eduard hat mir die Bilder gezeigt und erklärt. Auch andre Bücher, so gut und so mangelhaft wie die Menschen sie schreiben können, haben wir zusammen gelesen und, was mich am meisten darin interessirte, das waren immer die Schilderungen fremdartigen Lebens. Ich dachte mich selbst so gern aus dem Wald hinaus in die Welt! Ich meinte, ich hätte noch gar nicht gelebt. Und nun, Tante Florine, will ich bei Dir das Leben kennen lernen, nichts Anderes. Was soll ich mit französisch und englisch! Bei mir daheim spricht kein Mensch die fremden Sprachen und dahin muß ich doch wieder zurückkehren."

„Denkst Du denn gar nicht an Dein Alter?" fuhr die Tante fort, „und wie Kenntnisse das Alter schmücken? denkst Du gar nicht an kummervolle Tage und den Trost der Wissenschaft?"

Helene lachte: „An so schreckliche Dinge denke ich nie," sagte sie. „Bin ich erst alt, nun so bin ich vielleicht so gut, so fromm und so vernünftig wie die Großmama, die glücklich ist ohne doch viel gelernt zu haben und, kommen kummervolle Tage vor denen ich mich jetzt noch nicht ängstige, da werden mir die Bücher auch weiter nichts helfen."

„Du bist recht leichtsinnig" seufzte Florine. „Du könntest Dir hier doch eine neue Welt eröffnen. O Du

weißt nicht“ fuhr sie fort, auf ein dickes Buch mit Abbildungen aller möglichen Denkmäler der Kunst deutend, „welch’ ein Schatz hierin enthalten ist, welche Fülle von Erhebung.“

„Tante Florine,“ unterbrach sie Helene sehr lebhaft, „willst Du mit mir reisen? willst Du mir all diese schönen Dinge in Wirklichkeit zeigen? Soll ich vor ihnen stehn, vor diesen Kirchen und Palästen, diesen großartigen Schöpfungen menschlicher Kunst, diesen Denkmalen der Vergangenheit, soll ich vor ihnen stehn mit dem lebendigen Bewußtsein einer gegenwärtigen wirklichen lebendigen Welt um mich her, so schön, so hell, so wechselnd in ihren Eindrücken? dann ist’s möglich daß ich an diese Fülle von Erhebung glauben lerne, vorausgesetzt daß ich nicht Grabmäler bewundern muß — denn so finstre Dinge lieb’ ich nicht! Aber diese abgezeichneten Häuser und Kirchen machen mir gar keinen Eindruck. Es ist mir gleich, von wievielen Säulen das Dach getragen wird, in welcher Form das Fenster sich wölbt und, als ich gestern Abend Blatt für Blatt ansah, war mir zu Muth, als müßte ich einschlafen.“

Tante Florine hatte nur Zeit, eine böse Miene zu machen; das zürnende Wort, das die Ketzerei bestrafen sollte, kam nicht über die Lippen; denn Helene verschloß den schmollenden Mund mit einem Kuß und sagte dann schmeichelnd und scherzend:

„Sei nur nicht böse und habe Geduld mit mir.

Ich bin einmal ungeschickt zum Lernen und habe gar keine Lust so sehr klug zu werden, wie Du. Was brauch' ich es denn zu wissen, wie und warum die alten Häuser gebaut sind und wer sich all die künstlichen Säulenordnungen erdacht hat. Laß mich jung sein und vergnügt und glücklich."

„Und leichtsinnig und kindisch und unwissend?" unterbrach sie die Tante.

„Ja ja," bestätigte Helene, „das mag ich alles sein! viel ernste Gedanken sind mir noch nicht in den Sinn gekommen, vielleicht lerne ich das noch von Dir, Tante."

Da hatte sie sich nun einen schlimmen Lehrmeister erwählt! denn waren ihre Gedanken lustigen Vögeln, Schmetterlingen gleich, flatternd und schwebend zwischen Himmel und Erde, Tante Florinens Gedanken gingen immer auf Stelzen: wie sollten die da je zusammenkommen. Von grauer Weisheit lernt die Jugend einmal nichts. Hell und warm zugleich muß die Flamme brennen, entzündet sein an jugendlichen Geistesfunken. Wem nicht solch Licht in Kopf und Herzen glüht, der lasse das Lehren und Predigen; sein Wort findet nimmer den rechten Boden. —

Helenens Bitte: „Laß mich jung und glücklich sein" hallte wieder in Florinens Herzen.

Jung und glücklich! — war sie selbst es denn je gewesen? — Sie beantwortete sich die Frage nicht, aber sie legte einen Augenblick die Stelzen fort und sagte:

Nun Kind, Du sollst Deinen Willen haben: sei vergnügt und glücklich."

So machte sie es denn wie die Großeltern daheim, wie der Pfarrer, Helenens Lehrer, wie Eduard es gethan hatten. Um den Sonnenschein auf Helenens Stirn zu sehn, scheuchten sie jede Wolke fort. Es giebt solche bevorzugte Wesen, solche hübsche sorglose fröhliche Geschöpfe, die Jeder anschaut mit dem Wunsch: sei glücklich! Die meinen dann bald, das Glück sei Element des Lebens; die erwarten dann immer etwas Frohes; die rüsten sich gar nicht für schwere ernste Stunden — Gott schütze sie! Sie sind leicht erhoben und leicht zerschmettert. — Helene war aufgestanden und an den Flügel getreten. Sie hatte noch nicht gesungen, seit sie hier war. Jetzt öffnete sie das Instrument und leicht glitten die Finger über die Tasten. Es tönte voll und schön. Tante Florine hielt viel auf Musik. Sie selbst spielte nach vieler peinlicher Uebung mit Fertigkeit, aber sie spielte eigentlich nur für sich; denn sie war immer der Ansicht gewesen, die klassischen Sachen, die allein ihrem Geschmack zusagten, fänden nicht das gehörige Verständniß in der Welt. So machte sie keinem eine Freude mit ihrem Spiel und hatte selbst also wohl auch nicht die rechte Freude daran.

„Gott sei Dank, sie hat doch ein Talent das man ausbilden kann" dachte sie, als Helenens wunderliebliche Stimme ertönte. Helene hatte nur wenig und mangel-

haften Unterricht gehabt; aber sie hatte natürliches Verständniß für Musik und eine Stimme die durch ihren melodischen vollen und reinen Klang die Herzen rührte. Aus ihrem zarten kindlich frohen und dennoch feurig empfindenden Innern strömte der Geist, der allein eine Kunst zu einem Vermächtniß Gottes, einem himmlischen Erbtheil erhebt. Wenn sie sang, erschloß sich ihre verborgne Welt und das Kind errieth unbewußt die erwachende ahnende jungfräuliche Seele.

Sie hatte ein paar fröhliche Lieder gejubelt.

Sie holte nun ein Päkchen Noten hervor, welche die Großmama ihr noch am letzten Tage gegeben. Es waren lauter Lieder, von ihrem verstorbnen Vater gedichtet und komponirt; denn er, ein halbes Genie, hatte überallhinein gepfuscht, ohne doch zu irgend Etwas die gehörige Ausdauer zu haben. Auch das Lied vom Walde war darunter, mit dem sie die Großmama so betrübt: das mochte sie deshalb jetzt nicht singen. Sie wählte ein andres sehr ernstes, Text und Melodie sehr einfach, aber von ihrer Stimme getragen mußte es in die Seele dringen.

„Dem Freunde, dem klag' ich den Schmerz!"
„Schweig', schweige," fleht leise das Herz.
„Und soll ich's dem Freunde nicht sagen
Welch bitteres Leid ich getragen,
So brichst du vor Kummer und Schmerz!"
„Laß brechen" sagt leise das Herz.

Sie hatte die letzte Strophe noch nicht vollendet, da öffnete sich leise die Thür die auf den Hausflur führte. Ein junger Mann erschien in derselben; ein bittender Blick, auf Tante Florine gerichtet, beschwor diese, still auf ihrem Platze zu verharren; dann blieb er stehen und lauschte mit athemloser Spannung den entschwebenden Tönen.

„Das ist Musik," sagte er jetzt als Helene geendet, „die volle Magie der Musik! Aus dem Todesschlaf hätte sie noch meine Seele geweckt; sie nahm alle meine wachen Sinne gefangen. Ich habe schon seit einer halben Stunde wie ein Verzückter in meiner Stube gelauscht, aber dieses Lied zog mich mit Zaubergewalt hierher. Ich konnte nicht widerstehn! und somit Verzeihung, daß ich es wagte unangemeldet hier einzudringen, ich wußte nicht was ich that."

Er bot Florinen die Hand als er das sagte und empfing als Zeichen der Vergebung die drei schmalsten Finger der schmalen weißen Hand.

„Herr Felix Berger," stellte sie ihn dann der Nichte vor, „Sohn des Herrn Geheimrath Berger der die Etage unter uns inne hat und dessen Gemahlin ich dich morgen vorstellen will. Meine Nichte, Fräulein Helene Friedberg."

Helene war im ersten Augenblick etwas befangen. Sie war erschrocken über den unerwarteten Zuhörer, frappirt von seiner auffallenden Erscheinung.

Felix Berger machte einen eigenthümlichen Eindruck. Im ersten Augenblick, bei einem flüchtigen Hinsehn, meinte man die dunkeln Tinten des Südens färbten dieses schön geformte Antlitz, diese edel gezeichneten Züge. Dunkelschwarzes Haar, das nicht zu oft der Scheere des Friseurs erlag, keck aus der Stirn gestrichen und fast die Schultern berührend, verstärkte den dunkeln Eindruck. Aber dann, sah man ihm in die großen klaren Augen, war plötzlich dieser Eindruck verschwunden und man meinte, nie ein so helles leuchtendes Antlitz gesehn zu haben. Man wunderte sich über das schwarze Haar, begriff es nicht daß man den Teint hatte südlich finden können.

Er war auch nicht südlich: die langen dunkeln Wimpern und das schwarze Haar waren an der Täuschung schuld, und das Licht das die Augen ausströmten gaben dem Gesicht seine ganze natürliche Helligkeit wieder. Eine echte wahrhafte Künstlerseele strahlte aus diesen Augen, eine die in ihrem Fluge nach Oben noch nicht gehemmt worden, eine die es in jugendlichem Streben noch verstand sich im himmlischen Aether zu berauschen und selbst den Staub zu verklären mit dem Licht das sie Strahl auf Strahl spielend erkämpft, die Welt und das Leben zu schmücken.

Felix Berger hatte die Liebe, die Begabung zur Musik von der Mutter geerbt. Seine Stimme zwar, wenn auch wohllautend, war nur schwach; sein Vor-

trag war die Hauptsache bei seinem Gesang. Aber zum Gesang trieb seine Künstlernatur ihn auch eigentlich nicht. Die Geige war sein Instrument und er handhabte dies schwerste und vollkommenste aller Instrumente schon jetzt in seinem zwanzigsten Jahre mit solcher Meisterschaft, daß er eine nicht unbedeutende Stellung in der Herzogl. Kapelle einnahm und man für die Folge große Dinge von ihm erwartete. Der Genius der aus seinen Augen strahlte und der, ist er echten göttlichen Ursprungs, den Menschen welchen er beseelt immer eine Stufe über seine Mitbrüder erhebt, würde Helenen vielleicht imponirt haben, aber die gutmüthige Freundlichkeit des jungen Mannes, der Frohsinn der seine Worte belebte, die Natürlichkeit seines Wesens schlug soviel verwandte Saiten in ihrem Gemüth an, daß sie bald jede Schüchternheit vergaß. Tante Florine war ganz erstaunt, wie unbefangen, wie vom Herzen herunter sie mit dem jungen fremden Menschen plauderte.

„Heut kann ich leider nicht singen," sagte er, „aber ich komme wieder und dann singen wir zusammen, nicht wahr?"

Er war klug genug diese Frage an Tante Florine zu richten, die, wenn sie nicht übersehen wurde, es sich gern gestattete, freundlich zu handeln, wenn auch in etwas majestätischer Weise. Sie fing jetzt eine sehr genaue Erörterung über die Beschaffenheit von Helenens Stimme an; sie hatte deutlich herausgehört, daß diese

noch um mehre Töne fallen, daß sie bei geschickter Behandlung in eine Altstimme verwandelt werden könne, daß sie selbst einst Alt gesungen was viel seltner, für die Meisten auch ansprechender sei. Felix sollte seine Meinung abgeben, sein künstlerisches Urtheil, seine Beobachtungen während Helenens Gesang.

Ich habe weder beobachtet, noch geurtheilt," sagte er, „ich war auch gar nicht hier unten auf der Erde. Ich war, glaube ich, oben beim Abendstern auf den schwebenden Wolken! oder trug mich der Regenbogen, der heut gegen Abend eine so herrliche glänzende Brücke über den Himmel gebaut? genug, ich meine, die Stimme ist, grade so wie sie ist, schön, sie braucht nichts zu werden um zu begeistern, zu entzücken."

Und dann mußte Helene das Lied wiederholen das ihn so machtvoll hinübergelockt.

„Wäre ich ein Zaubrer," sagte er zuletzt, „durch dies Lied müßten sie mich rufen, und wehe, wenn ich ich dann nicht jede Bitte, jeden Wunsch gewährte. Die Melodie ist so rührend in ihrer einfachen Traurigkeit. Es mag wohl Schmerzen geben die man selbst mit dem Freund nicht theilen mag, über denen man lieber das Herz brechen läßt. Können Sie Sich das denken?"

„Nein" sagte Helene, „ich kann mir den Schmerz überhaupt nicht denken; man hat mich nur an die Freude gewöhnt; aber ich meine, wie man eine Freude nicht

allein genießen mag, so kann man auch nicht anders als seinen Schmerz in ein andres Herz ausschütten.

„Ja, darum stirbt man eben, wenn man's nicht thut," war die Erwiederung.

„Das beste Mittel gegen Kummer ist Beschäftigung," meinte Tante Florine auf ihre Bücher blickend.

„Nein," sagte Helene, „ihn aussprechen und sich trösten lassen."

Felix lächelte: „Sich aussprechen, sich trösten lassen, das ist's," sagte er dann, „wenn nicht in Worten so doch in Tönen. Ich meine, die Musik ist eine allmächtige Trösterin. Der Klang, der Ton der sich hinaufschwingt, Hülfe flehend, Trost suchend, weiß die Seele zu befreien, so oder so."

Helene dachte still für sich, das Gespräch sei doch gar zu ernst geworden; sie liebte es nicht, von so trüben Dingen zu sprechen, und dennoch — als Felix sie aussprach, und sein Auge zu den Worten leuchtete wie ein Strahl von Oben in die irdische Nacht hinein — da legten sich auch die ernsten Gedanken schmeichelnd an ihr Herz.

Sie war ganz träumerisch, als Felix schied und ihr die Hand mit so freundlicher Herzlichkeit bot als gelte es eine alte Bekanntschaft zu besiegeln, nicht eine neue zu schließen. Sie hörte auch gar nicht was die Tante zu seinem Lobe sagte und wie sie an ihm nur tadelte daß seine Manieren nnch Art der meisten Genies ein

wenig frei und ungenirt wären. Der Händedruck sei auch eine Probe davon gewesen und Helene würde besser gethan haben, denselben mit verwundertem Gesicht zurückzuweisen, statt ihn so naiv zu erwiedern.

Auf seine exaltirten Aeußerungen über ihren Gesang solle sie auch ja nicht soviel geben, das sei façon de parler, das sei nicht so gemeint; denn gerade Felix als Musikverständiger müsse die Mangelhaftigkeit ihrer Leistungen sehr gut, noch besser wie andre Leute beurtheilen können und er habe ihr durch sein Lob nur Muth machen wollen. Genug, sie sagte alles Das wodurch ältere erfahrnere Leute sich der Jugend so angenehm zu machen und ihr Vertrauen zu erringen verstehn. Aber sie konnte sich auch schnell überzeugen wieviel Helene von der Lektion profitirt hatte. Denn, als sie jetzt vor ihr stehen blieb mit einem Gesicht das Antwort zu erwarten schien, sagte jene bloß sehr freundlich:

„Gute Nacht, liebe Tante. Ja, das war ein vergnügter, schöner Abend! Und Herr Berger gefällt mir recht gut.“

Felix Berger war der einzige Sohn seiner Eltern.

Sein Vater hatte sich sehr jung verheirathet. Er stand noch in seinen besten Jahren, aber sein Leben war unter gar trocknen Beschäftigungen verflossen und dies,

wie eine etwas grämliche verschlossne Gemüthsart hatten ihn vor der Zeit alt werden lassen. Er erschien doppelt alt neben seiner Frau deren ausgezeichnete Schönheit fast noch in jugendlicher Blüthe strahlte. Wer diesen zarten feinen Teint sah, diese sanften und doch frischen Farben der Wangen, diese glänzenden Augen mit dem fast kindlich demüthigen Blick, diese hohe schlanke biegsame Gestalt, der hätte ihr höchstens 26 Jahre gegeben während sie mindestens 38 zählen mochte. Sie war in ihrer Jugend Sängerin gewesen. Durch ihr Talent wie durch ihre Schönheit gleich ausgezeichnet, versprach sie ein Gestirn erster Größe am künstlerischen Himmel zu werden. Aber Berger, damals ein junger feurig empfindender Mensch stürmte den Himmel und schmückte mit dem Stern, der doch der Welt gehörte, die eigne damals noch beschränkte Häuslichkeit.

Sophie hatte sich in den jungen Mann verliebt. Es war das erste Mal daß ihr Herz in ernsthafter Weise zu empfinden meinte. Warum sollte sie diesem erwachten Herzen nicht gewähren was ihr doch als das höchste Glück erschien, die Vereinigung mit dem Geliebten? Da sie nicht gleich vom Theater schied, da sie in den ersten Jahren ihrer Ehe fortfuhr eine Laufbahn zu verfolgen die genug Kränze des Ruhms auf ihren Pfad streute um ihr diesen als den schönsten und würdigsten erscheinen zu lassen, so vergab ihr die Welt die obskure Heirath mit einem subalternen Beamten. Aber Berger

war ehrgeizig, strebte in die Höhe zu kommen; er wollte nicht bloß als Mann der berühmten Sängerin Geltung haben, wollte nicht überall ihr untergeordnet sein. Vielleicht gesellte sich auch etwas Eifersucht dazu, genug, Sophie mußte die Bühne verlassen. Sie that es mit Thränen: und gezwungen, der Autorität des Mannes nachzugeben, datirte sie von daher das allmähliche Erkalten eines Gefühls das, einst in feurigster Gluth lodernd, nun in völlige Gleichgültigkeit überging.

Berger verfolgte in seiner Weise seinen Weg. Er war ein tüchtiger Arbeiter, ein kluger Kopf. Abgesehn von den frühern glänzenden Einnahmen seiner Frau, war er für seine Person durch Erbschaft in den Besitz hinreichender pekuniärer Mittel gelangt, seine Häuslichkeit in einer Weise zu ordnen die nicht unbemerkt blieb. Er hatte sich schon zu gesellschaftlicher Bedeutung emporgeschwungen, ehe er eine amtliche erreicht. Aber auch diese blieb nicht aus und, überhaupt einmal bemerkt, wurde er als geschickter tüchtiger Arbeiter schnell befördert. Als ein Mann von anerkannt strengen Grundsätzen, dessen Eifer nie erkaltete wo es das Gemeinwohl galt, erwarb er sich das Vertrauen seiner Mitbürger und der sichtliche Wohlstand in dem er lebte, die liebevolle Weise mit der er von seinem Ueberfluß mittheilte, veranlaßte manchen sterbenden Vater ihm die zeitlichen Güter seiner hinterlassnen Familie zur Verwaltung zu übertragen.

So war seine Zeit getheilt zwischen vormundschaftlichen Pflichten, den Geschäften seines Berufs, der Verwaltung manchen städtischen Amts dessen Lasten er freiwillig übernommen. Er genoß eines unbeschränkten Vertrauens, nicht nur seines Charakters, sondern auch seines anscheinend sehr großen Vermögens wegen, dessen solide Grundlage nur anzweifeln zu können Niemanden einfiel. Er war in seiner Jugend ein sehr hübscher Mann gewesen und dies, so wie eine gewisse Eleganz des Benehmens und das damals aufflammende Feuer seiner Liebe hatten ihm Sophies weiches warmes aber sehr oberflächliches Herz gewonnen. Sie fühlten Beide den vollen Rausch der Liebe, aber, als dieser verflog, blieb leider nur ein leichtes Band, ihre Geschicke miteinander zu verknüpfen. Nur in ihrer Neigung zu äußerem Prunk, zu dem damit zusammenhängenden Verkehr in der Welt, wozu sich bei ihr noch eine große Vorliebe für Zerstreuungen gesellte, nur in der Zuneigung zu dem einzigen Sohn und dem Stolz auf sein ungewöhnliches Talent begegneten sich noch ihre Gemüther, obgleich diese Zuneigung sich auf sehr verschiedene Weise äußerte: denn der Vater der mit den zunehmenden Jahren und Geschäften immer finstrer und mürrischer in seinem Wesen wurde, spendete dem Sohn selten eine Liebkosung, während alles Gefühl in der Mutter Herzen warm über diesen Gegenstand desselben ausströmte. Auf Felix hatte beides dieselbe Wirkung. Die seltnen Lieb-

kosungen, die seltnen hellen Blicke seines Vaters erhöhten ebenso seine angeborne Zuneigung zu ihm, sein Streben sich dieser seltnen Gunstbezeigungen werth zu machen, als die sonnige Wärme im Wesen seiner Mutter sein Gefühl der Pietät fast zur Leidenschaftlichkeit steigerte. Er hatte ein sehr kindliches, sehr unerfahrnes Herz; er urtheilte nach dem was er sah, oder vielmehr er urtheilte gar nicht, er glaubte.

Die Eltern waren ihm seine irdische Vorsehung, „Du sollst Vater und Mutter ehren," sein schönstes Sittengebot.

Daß die Ehe seiner Eltern eine glückliche, daran zu zweifeln fiel ihm nie ein. Seine Mutter besaß ganz jene Liebenswürdigkeit die alle Welt bezaubert, alle Herzen einnimmt. Sie war gegen Jedermann freundlich, zu keinem mehr, zu keinem weniger, wie es allen Denen eigen ist, deren natürliche Gutherzigkeit nicht gerade aus tiefem Gemüth entspringt, und auch deren Geist nur auf der Oberfläche verweilt. Sie blieb gegen ihren Mann freundlich in ihrem Wesen, selbst als ihre Liebe erstorben; und ihr gleichmäßiges Temperament machte es ihr leicht, seinen häufigen Verstimmungen stets mit guter Laune zu begegnen. So war auch ihre Ehe insofern glücklich, als nie eine jener Mißhelligkeiten, jener unfreundlichen Meinungskämpfe eintrat, die trotz des eingebildeten Zaubers darauffolgender Versöhnungen ein wahres Glück nie aufkommen lassen. Aber

es fehlte jener geistige Verkehr, jenes Denken und Streben mit- und für einander, jenes gegenseitige Vertrauen, jene innere Nothwendigkeit Freud' und Leid mit einander zu theilen, die Zweie beseelen soll, welche sich die Hand gereicht und vor Gott geschworen haben, die gemeinschaftliche Wanderung in Liebe und Treue zu beginnen und zu vollenden.

Felix fand die finstere Stimmung des Vaters gerechtfertigt durch sein in vielfacher und oft in verdrießlicher Weise in Anspruch genommnes Leben; er fand es daher doppelt rücksichtsvoll von ihm, daß er der Mutter zu Gefallen sich noch in jene geselligen Kreise stürzte, wo sie, gleich ausgezeichnet durch Schönheit wie durch das noch in seinem vollen Zauber wirkende Talent zum Gesang, ein Gegenstand allgemeiner Bewundrung war und durch die völlige Gleichheit ihres Benehmens gegen Jedermann glücklich jene Anfeindungen vermied, denen jede in irgend einer Weise hervorragende weibliche Persönlichkeit so leicht verfällt. Ihr Ruf, durch ihre frühere Laufbahn auf der Bühne noch leichter der Nachrede ausgesetzt, war makellos und in den Augen der Welt wie in denen des Sohnes galt sie ebenso für die liebenswürdigste vortrefflichste Frau, wie er, Berger, für den ehrenhaftesten zuverläßigsten Mann, ohne daß weder die Welt noch der Sohn fragte ob sie eigentlich je Proben oder welche sie davon abgelegt.

So war Felix' Kindheit, so waren seine ersten Ju-

gendjahre in ungetrübtester Weise verflossen. Das schöne geistvolle Kind, der begabte junge Mann war der Liebling aller derer die ihn kannten. Nicht nur Comfort sondern Ueberfluß, aber in so geschmackvoller so spielender Weise geordnet daß er den Anschein des Nothwendigen hatte, umgab ihn. Seine Mutter vergötterte ihn, sein Vater ließ ihm selten einen Tadel zu Theil werden. Manches Herz wäre durch solche Verwöhnung verdorben worden; das seine blieb kindlich, blieb gut, vielleicht wegen des hohen Fluges den seine künstlerisch begabte Seele früh genommen, der ihm die Welt in so reinem Licht zeigte daß es die natürlichste Regung für ihn war, in einer solchen Welt auch rein und gut zu bleiben.

Sollte etwas an ihm getadelt werden so war es vielleicht die zu leichte Verletzbarkeit seines Gefühls, verletzt schon durch unwesentliche Dinge, sein hoch gespannter Ehrgeiz der fast ebenso nach Anerkennung der Welt als nach der Befriedigung strebte, welche die Vervollkommnung seiner Kunst ihm an und für sich gewähren mußte.

Er war unendlich feinfühlend in Betreff des kleinsten Makels der auf der Ehre eines Menschen ruhte; der Tod seines Freundes würde ihn nie so tief gebeugt haben als der Verdacht einer unlautern Handlung desselben. Selbst der Gedanke daß seine Mutter einst auf der Bühne gestanden, war ihm peinlich, da man die Bühne nun einmal nicht als den Schauplatz strengster

Moralität betrachtet; nur die Idee, daß trotzdem Niemand ein Stäubchen auf ihren Ruf werfen könne, nur seine Liebe zur Kunst selbst, die er gern über alle irdische Anfeindung erhob, vermochte es, ihn damit auszusöhnen.

Einen Vorrang hatte die Mutter doch in seinem Herzen vor dem ernsten finstern Vater. Sie war die Vertraute seiner Gedanken, seiner Erlebnisse; es ging nichts durch seine jedem Eindruck offene Seele, was er ihr nicht mitgetheilt. Es würde auch Niemand leicht eine so anmuthige Weise gehabt haben, solche Mittheilungen entgegenzunehmen, sie alle, ob bedeutend oder unbedeutend, mit gleicher Freundlichkeit, gleichem Interesse zu behandeln, als gerade sie. Sie mischte alles durcheinander, Kiesel und Brillanten; ihrer Grazie stand Alles wie ein Schmuck.

Auch an dem Abend an dem Felix Helenens Bekanntschaft gemacht, trieb es ihn noch an, zur Mutter hinunterzugehn. Es war schon spät, aber er wußte, daß sie, wenn sie nicht in Gesellschaft ging oder diese empfing, sich zwar frühzeitig in ihr Zimmer zurückzog, aber sich deshalb doch erst spät zur Ruhe begab. So beantwortete auch heute ihr freundliches: „komm herein", sein leises Klopfen.

„Mutter", sagte er schon im Eintreten, „heute Abend habe ich ein Mädchen kennen gelernt, das beinah verdient Dir an die Seite gestellt zu werden."

Sie lachte: „Das will viel sagen", erwiederte sie.

„Gewiß", bestätigte der Sohn und hob das schöne Haupt empor als sei er stolz das sagen zu dürfen, „gewiß, das heißt ich meine, was ihre prachtvolle engelgleiche Stimme betrifft. Wie das gelehrte Fräulein oben den Wundervogel gefangen, begreife ich nicht, aber er ist da, und wenn er seine Fittige regt, wenn seine süßen Lieder der kleinen Kehle entströmen, brauche ich nicht einmal die Augen zu schließen um mich in den wunderlichsten buntesten Zaubergarten voll Blumen und Sonnenschein versetzt zu fühlen von dem ich nur jemals geträumt."

„Sprich vernünftig, wer ist das Mädchen?" unterbrach ihn die Mutter.

„Meine Nichte, Fräulein Helene Friedberg", sagte Felix, so täuschend Florinens Ton und Manier nachahmend, daß seine Mutter hell auflachte.

„Und weiter?" fragte sie.

„Ihr Großvater ist Förster gewesen, ihr Onkel war Förster und ihr Vetter ist es noch", referirte Felix, „soviel habe ich aus Fräulein Florinens Mittheilungen entnommen." Dann fuhr er fort: „Sie selbst ist ein Seraph, ein muthwillig neckischer Elf, ein Kind mit einer tiefglühenden Seele, eine Waldblume in deren offnem Kelch sonnige Funken blitzen, das habe ich dem reizenden Singvogel abgelauscht."

„Du faselst", sagte die Mutter lächelnd. „Ich will

Dir sagen wer sie ist, denn ich erinnere mich jetzt, daß Florine ein junges Mädchen ihrer Verwandtschaft für den Winter zu sich einladen wollte und daß sie mir viel von ihr und ihren Verhältnissen erzählte. Sie ist eine Waise, von ihren Großeltern erzogen. Der Vater der vor ihrer Geburt starb, war ein verdorbenes Genie, und hat, wie Florine mir selbst mitgetheilt, erst diese geliebt; dann plötzlich — sie hat nie erfahren wodurch sie ihn so tief gekränkt — sich von ihr gewendet und aus dépit die jüngere Schwester geheirathet."

„Das ist unmöglich", versicherte Felix. Ein Mann, der so einfachen Kindern wie ich sie heute gehört, durch Musik solchen Schwung geben, so ihren Geist, ihre Seele zu wecken versucht, ein so musikalischer Mensch, mag er übrigens gewesen sein wie er will, kann eine so unharmonische Dame wie Fräulein Florine ist, nie geliebt haben."

„Du weißt ja nicht wie sie gewesen ist," wandte die Mutter ein, „sie ist jetzt alt."

„Alt", wiederholte Felix, „das wandelt doch nicht den ganzen Menschen um; das sagt doch nur, daß seine Blüthezeit vorüber ist, aber an den Früchten noch kann man die Blüthen erkennen. Sieh Mutter, wer nicht etwas in sich hat, das niemals alt wird, niemals stirbt, das auch aus einem runzelvollen Antlitz uns entgegenstrahlt wie ewiges jugendliches Leben, wie eine Flamme, die in der Jugendzeit entzündet nur immer lautrer im-

mer reiner brennt, wie etwas das einst Blüthe gewesen und nun Vollendung ist, wer das nicht in sich trägt, der war nie jung. Die lebendige Seele, die unentwickelt, ahnend, träumend im Kinde ruht, die in der Jugend strebt und kämpft, hofft, glaubt und liebt, die emporschwebt über enge steinerne Begriffe und mit verständiger Erkenntniß den freien Flug nur zügelt, wo er sich in Ungebundenheit verlieren will, die dem Unrecht in's Auge schaut und es flieht, die da horcht auf die Stimme der Natur um aufwärts zu ziehn zu Gott, diese lebendige Seele ist das Prinzip ewiger Jugend im Menschen. Findest Du eine Spur von ihr in Florinen? Die hat das seltsame Ding, das sie ihre Seele nennt, immer am Gängelband abgenutzter Gewohnheiten geführt, die hat ihr Karrikaturen gezeigt vom Leben, nie das warmblütige strebende irrende Leben selbst; drum ist sie nie jung gewesen und kann nie geliebt worden sein. Sie ist übrigens eine gutmüthige freundliche Person", fügte er sich selbst unterbrechend hinzu, als wollte er durch dies kleine Lob der Angeschuldigten eine Genugthuung geben.

Frau Berger stand meist den feurigen Ergießungen ihres Sohnes etwas unbeholfen gegenüber. Sie half sich dann damit, daß sie ihm schmeichelnd das Haar aus der Stirn strich, ihm diese küßte, ihn ihren lieben phantastischen Jungen nannte, und von etwas Anderem anfing.

„Ist Helene schön?“ fragte sie nach einer kleinen Pause. Er deklamirte darauf:

Kennst Du die Blume schön
Vom Sonnenstrahl getroffen?
Kannst Du die Sterne sehn
Ohne ein leuchtend Hoffen?

Ist nicht des Himmels Zier
Die Wolke, sturmbeflügelt?
Gefällt das Bächlein Dir,
In dem der Mond sich spiegelt?

Und kannst im Antlitz Du
Der Unschuld Geist erkennen,
Des Frohsinns süße Ruh,
Wirst Du nicht schön es nennen?

„Die Seelenschönheit“ setzte er dann hinzu, „die ihrem Gesange unwiderstehlichen Reiz verleiht, ruht auch in ihren Zügen. Ob diese einen klassischen Schnitt haben, wie Fräulein Florine sagen würde, weiß ich nicht. Nicht ob sie so schöne Augen hat wie Du, Mama'chen, oder solchen lieblichen Mund der nur freundliche Dinge sagt.“

„Spötter“, schalt sie, aber sie machte kein unwilliges Gesicht dazu, „es ist Zeit daß Du Dich verliebst; es ist albern, wenn ein Sohn seiner Mutter die Cour macht.“

„Ach Mutter, erwiederte Felix, „ich werde doch nie Jemanden finden, den ich so verehren kann wie Dich. Es ist ja nicht, weil Du so hübsch aussiehst wie das jüngste Mädchen und hübscher wie alle die ich kenne,

aber weil ich Dich nie unfreundlich gesehen habe, nie verdrießlich und launenhaft, wie doch zuweilen den guten Vater. Du räumst ihm so stillschweigend Alles aus dem Wege, was ihn irgend stören kann, und selbst Blums Anmaßungen, jenes widerwärtigen Menschen, den ich am liebsten schon oft zur Thür hinausgeworfen, erträgst Du geduldig und freundlich, weil der Vater ihn leider für den brauchbarsten Arbeiter und unterhaltendsten Menschen von der Welt erklärt."

Die zarte Röthe auf Frau Berger's Wangen, die so viel zu der Jugendlichkeit ihres Aeußern beitrug, verdunkelte sich bei den letzten Worten des Sohnes zu Karmin. Felix lachte laut auf als er es sah.

„Du erröthest ja wie ein junges Mädchen das eine gute Censur bekommen", rief er vergnügt aus, und nur weil ich Dich lobe. Nun sage ja wieder, daß man alt werden kann, wenn man überhaupt einmal jung gewesen ist. Aber Gutenacht nun, Mama, wovon soll ich träumen? Von Deinen erröthenden Wangen? — Von Florinens langweiligen Bilderbüchern? — Von Helenens himmelstürmendem Gesang? — Ja von dem Gesang:

Die süße heilige Musik der Sphären
Soll noch im Traum das Leben mir verklären.

Damit stürmte er hinaus.

„Gott sei Dank, daß er geht", sagte die Mutter. „Ich kann seine Possen jetzt kaum ertragen. Ich hoffe,

er verliebt sich in das Mädchen, dann wäre er beschäftigt, dann hätte er einen Ersatz" — sie sagte den Satz nicht aus. Sie seufzte tief, stützte den Kopf in beide Hände und saß noch lange in grübelndes Nachdenken versunken, als Felix schon längst so fest und gesund schlief, daß selbst kein Traum es wagte, die Bilder des vergangenen Tages in flüchtigen Skizzen zu kopiren.

* *
*

Am folgenden Tage hielt zur geeigneten Zeit der Wagen vor der Thür, und die großen Visiten-journées auf die Florine Helenen sehr weitläuftig vorbereitet, begannen in aller Feierlichkeit. Nach den ersten paar Besuchen meinte Helene für sich, diese erste Einführung in die Welt sei doch kein solches Kunststück, wie die Tante es ihr geschildert. Es wurde ihr ganz leicht, auf dieselben Fragen immer ziemlich dasselbe zu antworten:

„Sie sind noch nicht lange hier?"

„Nein, erst seit einigen Tagen."

„Sie sind gern hierhergekommen?"

„O ja, sehr gern."

„Wie lange werden Sie bleiben?"

„Das ist noch unbestimmt" — wobei sich dann die Tante einmischte und versicherte, daß es ihr eine Freude sein würde sie recht lange bei sich zu behalten, daß von Trennung noch gar nicht gesprochen würde; und welche dann nach diesen Generalfragen überhaupt die Leitung

der Conversation übernahm und so tiefe Fragen in Anregung brachte, daß man meinen konnte, ein Leben gehöre dazu, sie zu erschöpfen, aber nicht die zugemessenen zehn Minuten dieses seltsamen engbrüstigen Dinges, das man in der Welt eine Staatsvisite nennt.

Helene war eine so frische lebhaft empfindende Natur, daß sie Allem eine fröhliche Seite abgewann; sie fand auch an diesen Visiten Vergnügen, schon weil es ihr neu war, so viel verschiedene Menschen zu sehn, die sich doch so alle nach einer Richtung bewegten, daß sie sich fast ähnlich zu werden schienen. Sie sagte das der Tante.

„Das macht die gute Erziehung, mein Kind", erklärte diese. „Eigenthümlichkeiten in Charakter und Ansichten sind unvermeidlich; sie zu zeigen, ist nicht fein; dazu sind die Formen, die Alles egalisiren."

Helene verstand nicht recht, was die Tante meinte.

Sie dachte nur: dann müßten die Menschen ja werden, wie die künstlich geschnittenen Hecken im Garten der Tante, die ihr als so steif aufgefallen. Es ist doch hübscher, dachte sie weiter, frei zu wachsen wie die Bäume im Walde, jeder anders und doch alle zusammen so schön. Und dann verglich sie in Gedanken Felix mit diesen sauber zugeschnittenen Menschenfiguren. Wie strebte er über sie hinaus, wie lachte er auf sie herab, ein kraftvoller grünender Baum der sein Blüthenhaupt kühn in die Luft erhob, dessen Zweige im Winde wehten.

Sie sah ihn denselben Tag noch wieder, denn Frau Berger die neugierig war, Helenen kennen zu lernen, hatte selbst ein paar Zeilen an Florine geschrieben und diese gebeten, die ihr zugedachte Staatsvisite in einen freundschaftlichen Abendbesuch zu verwandeln.

„Das ist sehr freundlich von ihr", sagte Florine, aber es überrascht mich nicht. Sie ist immer sehr zuvorkommend gegen mich, sie hat mich sehr lieb, das kommt Dir nun mit zu gut. Natürlich bleibt die Visite nun für ein anderes Mal, denn wir wollen die Schicklichkeit doch nicht um der Freundschaft willen herabsetzen."

Helenens Herz klopfte als sie die hell erleuchteten Zimmer durchschritt in deren letztem sie von der Wirthin empfangen wurden. Sie war überrascht nicht nur von dem Glanz der Einrichtung, sondern mehr noch von der geschmackvollen Anordnung des Ganzen. Aber die Wirthin überstrahlte Alles. Helene meinte, sie habe nie ein so liebliches Antlitz gesehn, nie eine solche Freundlichkeit um die lächelnden Lippen, in den glänzenden Augen.

Das geistige tief in der Seele erglühte Licht, das in ihres Sohnes Augen leuchtete, war nicht in den ihren; aber diese fesselten in andrer Weise durch ihren herzgewinnenden Liebreiz, durch ein sanftes Hineinblicken in die Seele des Andern, durch ein fast demüthiges Senken der langen dunkeln Wimpern. Helene war bezaubert

und ihre kindliche Offenheit verrieth so sichtlich den empfangenen Eindruck, daß Frau Berger's sich sonst so gleich bleibende Freundlichkeit einen Grad der Wärme annahm, der ihrem einnehmenden Wesen nur einen Reiz mehr verlieh.

Erst spät erschien der Geheimrath, am spätesten Felix welcher der Probe einer neuen Oper hatte beiwohnen müssen. Der Geheimrath Berger machte Helenen keinen angenehmen Eindruck. Sie fand etwas Abschreckendes in seinem finstern scheuen Blick, auch seine Stimme klang scharf gegen die weichen Laute der Frau. Sie war froh, daß er sie nicht weiter berücksichtigte, daß er sich neben Tante Florine setzte und beide sich bald in ein Gespräch über die neuesten politischen Ereignisse vertieften. So hatte sie die schöne anmuthige Frau Berger für sich allein. Diese besaß in vollem Maaße das Talent, in liebenswürdigster Weise zu plaudern; die Unterhaltung mit ihr erschöpfte sich nie. Allerdings wäre es oft schwer gewesen, nachher zu wiederholen was sie gesprochen, weil ihre Conversation nicht gerade eine von Gedanken getragene war, aber man dachte auch nie, darüber nachzugrübeln; die Zeit entfloh schnell in ihrer Gesellschaft, das war Alles. Diese Art von Unterhaltungsgabe wird in der Welt im Allgemeinen unendlich geschätzt. Selbst geistreiche überlegene Naturen ruhen sich oft gern dabei aus, und dem Oberflächlichen genügt sie auch in jeder andern Beziehung.

Helene, die noch jung genug war auch in der Conversation Ansprüche des Herzens denen des Geistes voranzustellen, kritisirte nun vollends nicht den Inhalt dieser Gespräche. Sie hatte Frau Berger gleich liebgewonnen und, als sie ein Stündchen mit ihr verplaudert, war ihr zu Muth, wie wenn sie daheim einen Gang durch den Wald gemacht habe um Blumen zu pflücken.

Als Felix kam, fand er beide Damen im besten freundschaftlichsten Einverständniß. Aber leider erschienen nun auch noch andre Gäste, unter ihnen der schon erwähnte Heinrich Blum, der, wenn er auch durch seine Stellung als Privatsekretair des Geheimraths einen nur sehr untergeordneten Rang bekleidete, doch von diesem selbst, wie von dessen Gemahlin so sichtlich in den Vordergrund gestellt wurde, daß er dadurch völlig gleichberechtigt zu der übrigen Gesellschaft stand. Er schien sich dessen auch sehr bewußt. Er war ein junger sehr nobel aussehender Mensch mit etwas unheimlich glühenden Augen und mehr scharf als fein gezeichneten Gesichtszügen. Sein Benehmen war gewandt und vollständig von jener Schüchternheit entfernt, die gewöhnlich den jungen Leuten eigen, welche durch irgend eine bezahlte Stellung in eine Familie aufgenommen sind ohne doch eigentlich zu ihr zu gehören. Allerdings herrschte hier der Umstand vor, daß Blum der Sohn eines Jugendbekannten des Geheimraths war und also nicht allein durch seine Brauchbarkeit als Arbeiter und

durch seine dem Geheimrath angenehme Unterhaltungsgabe diese seltne Bevorzugung erlangt hatte. Er nahm sie übrigens mit vollendeter Leichtigkeit als sei sie sein Recht an, und da der Anmaßung, geht sie mit geistiger Ueberlegenheit Hand in Hand, meist von der Welt viel mehr gewährt wird, als sie verdient, so stieß er fast nie auf eine Zurückweisung seiner Ansprüche. Nur mit Felix vermochte er es nicht, sich zu stellen; dem jungen Mann war er von jeher zuwider gewesen. Er war der Einzige, der es zuweilen versuchte, ihn in seine Schranken zurückzuführen; die Versuche prallten aber meist an der eisernen Unverschämtheit Blums und der Unterstützung ab, die er bei dem Geheimrath und dessen Frau fand.

Wie es in einem Hause, zu dem zwei so hervorstechende musikalische Genies gehörten, natürlich war, verging der Abend nicht ohne Musik. Frau Berger's ausgezeichnete Stimme hatte noch die volle Frische der Jugend, die künstlerische Ausbildung derselben übertraf Alles was Helene sich je davon geträumt. Sie empfing den vollen Eindruck einer wirklichen Kunst, der von edelster innerster Schönheit durchstrahlten, in ihrem vollen Geist wiedergegebenen Natur. Sie war überrascht, bezaubert, ja so ergriffen, daß sie mit Mühe Thränen zurückhielt, Thränen, die doch nur einer Empfindung seltenen Glücks entsprangen.

Sie konnte sich anfänglich gar nicht entschließen,

nun auch ihrerseits den Bitten der Gesellschaft nachzugeben und eins ihrer einfachen schmucklosen Lieder zu singen. Aber gerade diese Einfachheit fand den ungetheiltesten Beifall. Wer hört nicht gern nach den rauschenden Gesängen der Oper ein süßes schmuckloses Lied einem kindlich frohen Herzen entströmen, nach einer kunstvollen Messe ein einfaches Gebet. Die ganze Gesellschaft war entzückt, nur Blum sagte spöttisch lächelnd halblaut zu Frau Berger:

„Nach der Nachtigall der Hänfling.“

Felix hörte es und dunkle Gluth stieg auf seine Stirn.

„Ich bitte“, sagte er in scharfem wenn auch leisen Ton zu Blum, „daß meine Mutter sowohl, wie die junge Dame, welche ihr Gast ist, außer dem Bereich Ihrer Vergleichungen bleiben.“

Dann kehrte er ihm den Rücken, ohne auf eine Antwort zu warten, sah also nicht mehr den sehr freundlichen, sehr begütigenden Blick, der Blum von seiner Mutter zu Theil wurde, hörte nicht mehr wie sie ihm in ihrer sanftesten Weise sagte:

„Können Sie denn gar nicht Frieden halten, Sie werden durch Ihre Unvorsichtigkeit noch Alles verrathen.“

Helene hatte sich auf allgemeinen Wunsch noch einmal an den Flügel begeben müssen. Felix suchte die Lieder aus, die sie singen sollte. „Das nicht“, sagte er,

auf das Lied deutend das ihn gestern so entzückt, „das ist mein Eigenthum, das darf kein Andrer hören.“

Sie lächelte, erröthete und legte das Notenblatt fort.

Frau Berger hatte sich auch wieder zu Helenen gesellt; sie versuchte ein Duett mit ihr. Die beiden Stimmen tönten in prachtvollem Einklang. Aber Helenen war es doch viel lieber als sie mit Felix singen durfte. Ihr war, als trüge eine schimmernde Wolke sie beide in den Himmel hinein!

Und dann durfte sie sich ausruhn, und Felix spielte seine Violine, während einer seiner Kunstgenossen ihn auf dem Flügel begleitete. Sie zog sich in die tiefe Nische eines Fensters zurück und, als Felix sie nach geendetem Spiel dort aufsuchte, schwammen ihre Augen in Thränen.

Wie berauscht kam sie nach Hause. So hatte sie ihr erstes Debüt gefeiert. Der Abend war nur der Anfang einer Reihe froher schöner Abende gewesen. Tante Florine hielt Wort. Helenen blieb kein Vergnügen versagt, das die große Stadt ihr bieten konnte. Theater wechselte mit Tanz, mit Konzerten, mit geselligen Zusammenkünften jeder Art. Helene genoß all' dies Neue mit so jugendlicher so lebendiger Freude, wie ein Kind das sich zwar Monate lang auf Weihnachten gefreut, aber dann doch überrascht und geblendet vor dem reich besetzten Tisch, vor den goldenen Lichtern des Baumes

steht, kaum weiß wie es seinen Dank, seine Freude ausdrücken soll und zuletzt die Augen nur still glänzen läßt, den Eltern die jubelnde Freude zu verkünden. Ihre Briefe athmeten ein solch' stilles verständnißreiches Glänzen, sie waren diesmal auch die einzigen Lichter am Weihnachtsbaum der drei zurückgebliebenen einsamen Menschen die den heiligen Abend so still, so in Sehnsucht verlebten, die, weil ihre Gedanken immer nach dem einen Ziel hinschweiften, gar nicht sahen wie da draußen die Sterne, die in den dunkeln Tannen blitzten, tausend himmlisch schöne Weihnachtsbäume entzündet hatten.

„Unverdorben ist sie, gut, fröhlich und unschuldig wie immer", sagte die Großmama.

„Aber wie öde, wie einsam wird es ihr vorkommen, kehrt sie zu uns zurück", wandte Eduard seufzend ein.

„Nicht doch, nicht doch", meinte der alte Förster, „solch' Vergnügen wird erschöpft und dann freut man sich um so lieber der wiedererlangten Ruhe und Stille."

„Vergnügen?" fragte sich Eduard leise, „Vergnügen? — ist's nicht mehr?" — —

Er hatte Recht. Es war schon lange nicht mehr das Vergnügen, die erlangte Freude des wechselnden Stadtlebens was Helenens Köpfchen erfüllte und so schön und licht aus ihren Augen herausstrahlte. In alle den fröhlichen Versammlungen an denen sie sonst nur um des jugendlichen Genusses willen Theil genommen, suchte sie jetzt nur ein Ziel: Felix. — Und

wie viel lieber waren ihr noch die stillen Stunden die sie bei seiner Mutter mit ihm verlebte. Frau Berger hatte sich ihres musikalischen Talents ernstlich angenommen; entzückt, daß sie nun Colloraturen und Triller lernte, gab Florine um so eher alle übrigen beabsichtigten Studien auf, für die sie von Anfang an Helenens Geist nicht hatte gewinnen können. Sie selbst fuhr fort in ihrer trocknen unfruchtbaren Weise zu lernen, Vokabeln und Säulenordnungen, Jahreszahlen, Flüsse und Nebenflüsse, als meinte sie, darin bestünde die Vorbereitung zum jenseitigen Leben, und als wollte sie dem lieben Gott dereinst keine Antwort schuldig bleiben wenn er sich etwa bei ihr nach den Begebenheiten, Verhältnissen seiner irdischen Domainen und der Lage derselben erkundigen sollte. So beschäftigt, vermißte sie Helenen nicht, wenn diese zu ihren geliebten musikalischen Uebungen hinuntereilte.

Bei diesen war Felix zwar selten gegenwärtig, aber sie sah und hörte ihn doch oft. Er verstand es gut, mit Tante Florine umzugehen und in aller Arglosigkeit ihr doch etwas diplomatisch seine Wünsche als von ihr ausgehende Vorschläge in den Mund zu legen. So hatte er's erlangt, daß er zuweilen die Abende ganz allein mit den beiden Damen zubringen durfte, was Tante Florine keinem andern jungen Mann gestattet haben würde. Und neben diesem offnen Verkehr knüpfte sich noch so manches unsichtbare Band um die jungen Leute,

die, auch wenn sie nicht beisammen waren doch in Gedanken, und ach wie innig, mit einander verkehrten. Seine Zimmer, im obern Geschoß des Hauses liegend, grenzten an Tante Florinens Wohnstube; Helene, wenn sie still arbeitend am Fenster saß, hörte jeden seiner Schritte; aus der Ungleichheit, aus der Ruhe derselben schloß sie jedesmal auf seine Stimmung. Wenn er sang, oder auf der Violine phantasirte, was häufig bis tief in die Nacht hinein geschah, wie oft verließ sie dann leise ihre Stube, schlüpfte an der schlafenden Tante vorüber und saß nun still und einsam in dem dunkeln Zimmer, den Tönen lauschend welche ihr alle die Träume künftigen Glücks und künftigen Ruhms, die Felix in ihr Herz ausgeschüttet, wiederholten. Felix hatte ihr einst gesagt: „wenn ich mit Ihnen singen darf, wenn Sie meinen daß Fräulein Florine mein Kommen gestattet, so rufen Sie mich, Sie werden schon wissen wie.“ — Und sie wußte es natürlich, und das Lied das ihn zuerst hinübergelockt, es rief nie vergebens, und so traurig und ernst auch sein Inhalt, es war doch das Zeichen zu glücklichen seligen Stunden geworden.

Wie Kinder, so sorglos, so unerfahren, so nur an die Gegenwart denkend, hatten sich beide dem süßen Gefühl ergeben, das gleich beim ersten Zusammensein als Ahnung eines ungekannten Glücks in ihnen aufgegangen war. Nichts in der Welt ist mehr geeignet, Herz und Phantasie in holde Träume zu wiegen, als Musik. Sie

ist die schönste reinste Sprache der Seele, sie lockt die verborgensten Gedanken aus der Tiefe, sie weint, sie klagt, sie jubelt mit uns.

Felix und Helene sangen sich die Liebe immer tiefer in's Herz.

Da kam es denn ganz natürlich, daß eines Tages, als sie miteinander sangen, während Tante Florine im Nebenzimmer Architektur studirte, Felix plötzlich mitten im Liede abbrach. Er hatte es ihr oft genug vorgesungen, das süße Wort „ich liebe Dich", jetzt mußte er es ihr sagen: und das war noch viel, viel wirksamer.

Sie antwortete zwar nur mit den Augen, aber es mußte beredt gewesen sein: denn, ehe sie's ahnte, lag sie in seinen Armen und der erste Kuß brannte auf ihren Lippen.

In dem Augenblick trat Tante Florine ein. Ihr sprachloses Erstaunen, die Entrüstung ihrer tief verletzten Weiblichkeit die nach zürnenden Worten suchte, und als Waffe, die Verbrecher zu strafen, im Augenblick nichts fand zur Unterstützung ihrer Würde, als eine majestätische Bewegung mit der rechten Hand, deren schmaler Zeigefinger zorndurchzittert nach der Thür wies — das möchte schwer zu schildern sein.

Weiß Gott, welches Meisterstück von Rede sich in ihr vorbereitete, um diesen Himmel der sich da eben in wolkenloser Schönheit aufgebaut, zur Erde herabzuziehn; aber so viel ist gewiß, sie blieb unausgesprochen. Wie

konnte Florine Reden halten, wenn Helene in ihren Armen lag und weinte und lachte, wenn Felix die feine sorgfältig gepflegte Hand ergriffen und sie rücksichtslos küßte und drückte, während der Refrain aller seiner unzusammenhängenden Reden nur war: „ich liebe Helene, ich liebe sie.“ Es war so viel reizende jugendliche Thorheit um sie herum, daß das lange eingesperrte alte Herz auch anfing, zu klopfen und zu schlagen, als sei es auch einmal jung gewesen, und so konnte Florine wider alle Regeln der Weisheit und Erziehung am Ende nichts thun als sagen:

„Nun Kinder, so seid glücklich und Gott segne Euch.“

Aber das war nur ein dem augenblicklichen Eindruck abgerungenes Geständniß. Die Vernunft schleppte schon die Ketten herbei, die das erregte Gefühl hübsch sorgfältig an den Pfosten der Ueberlegung befestigen sollte. Unrecht war es von Florinen gewiß nicht, daß sie ein Verlöbniß der jungen Leute nicht zulassen wollte ohne daß die gegenseitigen Angehörigen ihre Einwilligung gegeben. Sie ging nur gar zu schulmeisterlich, zu geschäftsmäßig zu Werk, sie wollte die Liebe, die noch in den Wolken schwebte, gleich festen Fußes auf die Erde stellen. Felix sollte gleich zu seinem Vater gehn, Helene gleich den Großeltern schreiben. Ehe das nicht geschehn, dürften sie sich nicht wiedersehn, dürften sich auch unter vier Augen das vertrauliche Du,

das ihnen so unbefangen über die Lippen strömte, nicht erlauben, von dem horriblen Küssen gar nicht einmal zu reden. Darüber mußte nun Felix lachen, und er sagte gleich ein halbdutzendmal hintereinander das süße Du, und von Helenens erröthenden Wangen konnte Florine gleich die Rechte lesen die kein junger verliebter Bräutigam sich nehmen läßt.

Zuletzt wurde dann, durch vieles glückliche Geplauder unterbrochen, verabredet, daß Felix morgenden Tages mit seinen Eltern sprechen, daß erst das Resultat dieser Unterredung abgewartet werden sollte, ehe Helene schriebe, daß alles Weitere sich dann finden werde, daß aber der heutige Abend ihnen gehören sollte, ihnen allein. Und so war denn Tante Florine so barmherzig, sich in einen Folioband voll Gelehrkamleit zu vertiefen, während Felix und Helene bei einander saßen, in alle die schönen glücklichen Träume vertieft, die in so reinem, so unschuldigen, so ungetrübtem Schimmer nur einmal am Himmel des irdischen Lebens aufgehn.

Bis tief in die Nacht hinein schwebten diesmal bunte Phantasien, den Saiten der treuen Violine entlockt, hinauf zum nächtlichen Himmel; bis tief in die Nacht hinein suchte Felix so den Ausdruck zu finden für das Gefühl unaussprechlicher Seligkeit. Aber Helene lauschte heute nicht. Sie lag in ihrem Zimmer auf den Knien, in der Fülle des Glücks dem zu danken der die Quelle allen Glücks. Aber sie kam nur zu dem einen

Gedanken. Das war das Glück von dem sie geträumt uud immer wieder geträumt, in Waldeseinsamkeit, im Geräusch der Welt, in Lust und Freude ihres kindlichen Lebens! Der Stern hoch oben in den Lüften, er hatte sich herabgesenkt auf ihr Haupt! sie würde fortan wandeln in seinem Licht, er war ihr ganzes volles Eigenthum, wer könnte sie je dessen berauben? — Wer? — — —

Felix war am andern Morgen schon dreimal an der Thür seiner Mutter gewesen ehe diese geöffnet und ihm die ungeduldig erflehte Audienz gewährt wurde. Es wurde Frau Berger anfänglich fast schwer, zu verstehn was er wollte, so wunderliche Sprünge machte seine Phantasie, und aus all den bunten Bildern, Märchenträumen und lachenden Schilderungen konnte sie nicht gleich entnehmen, daß er wie jeder andere vernünftige Mensch heirathen wollte, und zwar auch nur ein irdisches Mädchen, keine Märchenprinzeß, Waldgöttin oder Blumenfee. Aber als sie ihn erst verstanden, da durfte er sich nicht beklagen, daß das Mutterherz nicht vollständig mit ihm einverstanden, nicht geneigt genug gewesen wäre, seinen Wunsch zu dem eignen zu machen. Frau Berger trat heute sogar völlig aus ihrer gewohnten sanften gleichmäßigen Ruhe heraus. Sie war seltsam erregt, was Felix aber nur ganz natürlich erschien.

„Gott sei Dank, Gott sei Dauk", wiederholte sie immer wieder, „daß Du so bald das Glück gefunden! Ich hoffte es wohl, aber nicht so bald, nun hast Du einen Ersatz für Alles was der Himmel Dir rauben kann, ein Glück für das andere!"

Felix sah sie erstaunt an. Sie erröthete wieder wie damals als er durch sein Lob — sie so absichtslos beschämt hatte.

„Ich meine, der liebe Gott sendet oft unerwartet Prüfungen", sagte sie dann und suchte ihrer Verwirrung Herr zu werden, „nun hat Helene, das liebe Kind, eine unerschöpfliche Quelle von Frohsinn und Heiterkeit in ihrem Gemüth, sie wird Dir die trübsten Stunden versüßen."

Felix schüttelte leicht den Kopf und sein lichtes Antlitz verdunkelte sich. Dann bat er: „Laß doch die Ahnungen von Mißgeschick und Trübsal, ich habe mein Leben lang nichts der Art geahnt, und mag's auch nicht. Kommt's, nun so wird man ja wissen was damit anzufangen ist, aber jetzt, laß mich doch wie bisher an mein Glück glauben, gieb meiner Hoffnung doch ein frohes Lächeln."

Er bat nicht umsonst. Frau Berger erklärte ihre wehmüthige Stimmung als eine natürliche Folge des Gedankens, die alten verjährten Rechte an das Herz des Sohnes einer Andern abtreten zu sollen, aber sie thue

es gern, sehr gern, wisse sie doch auch, daß sie noch eine Stelle in seinem Herzen behalten werde.

„Die Liebe strömt doch all aus einem und demselben Quell", sagte Felix gedankenvoll, „ob sie nun der Mutter oder der Geliebten Haupt in Glorie hüllt — wo ist da der Unterschied!" —

Aber Frau Berger schien die Scene, die ihr nun einmal peinlich war, enden zu wollen. Sie griff wieder zu ihrem gewohnten Hülfsmittel. Sie strich ihm das Haar aus der Stirn die ihr noch nie in so reinem Glanz gestrahlt zu haben schien, sie küßte ihn auf Stirn und Wangen und nannte ihn ein über's andere Mal ihren lieben phantastischen Jungen. Aber als sie ihn dann mit liebevoller Gewalt aus dem Zimmer trieb, weil sie sein kindisches Geplauder nicht mehr anhören könne, weil sie zu thun habe, weil sie sich beeilen wolle ihr Töchterchen, ihre Helene bald zu sehn, alsdann noch einmal ihre Lippen seine Stirn berührten, brannte eine Thräne auf derselben.

Unwillkürlich im innersten Herzen niedergeschlagen ging Felix zum Vater. Es verbesserte seine Stimmung nicht, daß er Blum bei demselben fand, daß er ziemlich lange Zeit warten mußte, ehe dieser entlassen wurde und der Vater die Zeit zur Unterredung fand. Er hatte sich's vorher nicht überlegt was und wie er sprechen wollte; ließ er bei der Mutter unwillkürlich sein Gefühl

überströmen, so war es eben so unfreiwillig, daß er hier ohne Abschweifung in kurzen ernsten Worten seine Bitte um des Vaters Genehmigung zu seiner Verbindung mit Helenen vortrug. Die ernste männliche Weise, in der er sprach, rettete ihn vielleicht vor der Gefahr seine Liebe wie die Phantasie eines Kindes behandelt zu sehn. Aber als eine Thorheit wollte sie ihm der Vater dennoch vorstellen. Mit 20 Jahren fasse man noch keine Entschlüsse für's Leben, auch passe Helene nicht für seine Verhältnisse.

„Warum nicht?" fragte Felix gelassen.

„Weil sie eben so unbemittelt ist wie wir und weil man zum Leben vor allen Dingen Geld braucht."

Felix antwortete nicht, aber sein Blick glitt ohne Weiteres über die prachtvollen Gemälde und Spiegel welche die Wände schmückten, über die kostbaren Teppiche am Fußboden, über das ganze vom gediegensten Reichthum zeugende Mobiliar.

„Dies ist kein Reichthum", beantwortete der Vater seinen Blick, „das gehört zum Anstand. Füllt man eine gewisse Stellung im Leben aus, so muß man seine Umgebung in einer derselben würdigen Weise einrichten. Ich möchte nie hinter meines Gleichen zurückstehn. Wo nicht wirkliche Wohlhabenheit vorhanden, muß der Schein aufrecht erhalten werden. Du wirst das einsehn wenn Du älter bist. Es hängt viel vom Reich-

thum ab, Reputation, Vertrauen, Achtung der Welt und noch Lohnenderes."

Felix wagte nicht, sich die Jämmerlichkeit dieses Ausspruchs einzugestehn. Im Glauben an den Vater tadelte er sich selbst seines mangelhaften Verständnisses wegen.

„Lieber Vater", sagte er dann, „es ist ein Unterschied zwischen Dir und mir. Von meiner Stellung verlangt Niemand äußern Glanz, und habe ich mich geirrt, wenn ich glaubte, du sei'st wohlhabend genug, mir bei Gründung einer Häuslichkeit Deinen Beistand zu gewähren, so schwindet natürlich der Anspruch an Deine Hülfe mit der Erkenntniß meines Irrthums. Ich bitte jetzt nur noch um Deinen Segen. Ich bin jung, strebsam und, wie ich hoffe, tüchtig in meinem Fach. Ich werde mir hoffentlich bald eine Stellung erringen, eine äußere Lebenslage die, wenn auch bescheiden, mir doch die Möglichkeit gewährt, sie mit Helenen zu theilen. So lange werde ich warten."

Der Geheimrath war mit gerunzelter Stirn auf- und abgegangen.

„Und wenn ich es Dir verbiete das Mädchen zu heirathen?" fragte er plötzlich.

„Hast Du Gründe von denen Du vor Gottes Angesicht behaupten kannst, daß sie vernünftig, daß sie nothwendig, daß sie gerecht sind?" fragte Felix dagegen.

Der Vater antwortete nicht, er setzte seinen hastigen Gang durch das Zimmer fort.

Dann blieb er auf einmal vor dem Sohn stehen und sagte:

„Es ist durchaus nothwendig, daß Du ein reiches Mädchen heirathest. Dein Talent, die Verbindungen die ich mit Opfer von Geld und Zeit angeknüpft habe, eröffnen Dir dazu die besten Aussichten. Du bist an Ueberfluß gewöhnt, Du weißt es nicht was es heißt mit Sorgen und Mangel kämpfen. Es würde Dich lähmen in Deinem künstlerischen Auffluge. Wir brauchen alle Geld in der Welt, und" setzte er mit leichtem Spott hinzu, „ein Genie braucht gewöhnlich das Zehnfache. Es könnte die Zeit kommen wo ich aufhören müßte Dich zu unterstützen, wer kann denn die Zukunft berechnen, darum rathe ich Dir als Freund, bitte Dich als Vater, gieb die thörichte Verbindung auf."

„Nein", sagte Felix fest, „bei Gott nein, so weh mir's thut dem Rath des Freundes, der Bitte des Vaters jede Zustimmung in meinen Herzen versagen zu müssen. Es handelt sich hier nicht nur um Glück, es handelt sich um Recht und Unrecht."

„Ueberlege es Dir noch", sagte der Vater wieder. „Du weißt noch zu wenig vom Leben und der Welt. Mit 20 Jahren ist man geneigt das Geld als einen falschen Götzen zu betrachten: es ist dennoch die hauptsächlichste Lebensader. — Verlobe Dich wenigstens jetzt

noch nicht. Warte es noch ab. Es könnten Ereignisse eintreten bei denen Du es bitter bereuen würdest, Dich an ein armes Mädchen gefesselt zu sehn. Sieh Dich doch erst um, es giebt ja reiche genug, die auch hübsch und jung sind und noch den Vorzug vornehmer Abkunft haben, auch das würde Dich als Künstler befördern."

Es war Felix als würden seine schönsten Empfindungen unbarmherzig in den Staub getreten, seine kindliche Pietät kämpfte einen schweren Kampf, doch blieb sein Weg licht und klar vor seinen Augen.

„Ich habe gestern Helenen meine Liebe gestanden", sagte er endlich fest, „sie ist seit gestern meine Braut. Ich habe nicht geglaubt des väterlichen Segens entbehren zu müßen, aber — daß er mir fehlt — kann in meinem Entschluß nichts ändern."

„Nun gut, handle wie Du willst, die Reue hilft uns Niemand tragen", erwiederte der Vater und winkte Felix das Zimmer zu verlassen.

Felix ging, Gram und Kummer im Herzen. Der Zorn gesellte sich noch dazu, als er im Hausflur Blum begegnete, der ihn mit verstellter Theilnahme fragte, ob er krank sei, er sehe so blaß und verstört aus. Er murmelte eine unverständliche Antwort und stürzte zur Mutter, dieser sein Leid zu klagen. Sie hatte wenigstens Trost für ihn; sie meinte, des Vaters Wille werde nicht unbeugsam sein, er solle nur Geduld haben. Sie be-

ruhigte sein aufgeregtes Gemüth, in dem des Vaters Worte tiefe wenn auch unbestimmte Befürchtungen erregt hatten. Was dieser von seiner mittellosen Lage gesprochen, sei Thorheit, sei nur ein Vorwand eine ihm mißliebige Heirath zu verhindern.

So war Felix wieder Herr seiner Aufregung als er zu den ihn ängstlich erwartenden Damen hinaufging.

„Meine Helene", sagte er, „die ersten Wolken ziehen an unserm Himmel herauf, aber nur Muth und Vertrauen, wir werden sie verscheuchen."

Dann theilte er ihnen seines Vaters Weigerung mit. Sie hatte viel von ihrer Schroffheit, ihrer Jämmerlichkeit eingebüßt in seinem Munde. Dennoch war Tante Florine auf's Aeußerste piquirt.

„Mein Fuß betritt seine Schwelle nie wieder", sagte sie, „er hat mich in meiner Nichte beleidigt, und ich lasse mich nicht wie ein Spielwerk behandeln. Es thut mir leid um Sie und Helene, aber Sie dürfen von nun an nicht mehr zu mir kommen. Es würde mein Zartgefühl auf's Aeußerste verletzen den Sohn des Mannes zu sehn, der meine eigene geliebte Nichte nicht als Tochter annehmen will."

„Ich möchte Ihnen nun gern sagen", unterbrach sie Felix, der trotz seiner ernsten Stimmung lächeln mußte über diese sonderbare Sucht, sich selbst bei allem

in den Vordergrund zu stellen, „ich möchte Ihnen nun gern sagen wie meine einzige Hoffnuug auf Fortdauer meines Glücks Ihre Freundlichkeit, Güte und Einsicht ist. Helene ist und bleibt meine Braut, kein Machtspruch der Menschen kann das ändern, und, wenn ich fortfahre sie als solche zu betrachten, so geschieht nur was ich meinem Vater als meinen unumstößlichen Willen, als meine Pflicht, als mein höchstes Glück erklärt habe. Sie werden das billigen, Sie werden mir gestatten, Helenen nach wie vor zu sehn", fuhr er in so weichem Ton, mit so bittenden Augen fort, daß wieder einmal das alte Herz, wohin er appellirte, an den Mauern seines Gefängnisses rüttelte und schüttelte, und Fräulein Florine, die doch zeitlebens ein so strenger Kerkermeister gewesen, wohl fühlte wie sie dem Drängen werde nachgeben müssen. „Sie werden mir das nicht abschlagen. Geht Helene nach Hause dann folge ich ihr, dann sollen ihre Großeltern mich kennen lernen, und versagen diese mir ihr Kind nicht und wollen mir diesen Schatz anvertrauen, dann will ich noch einmal versuchen, des Vaters Segen zu erringen. Bleibt er aus, nun so hoffe ich, die göttliche Gerechtigkeit und Milde wird den vorenthaltenen Segen des Vaters nicht als Waffe brauchen gegen das Geschick eines Menschen der nichts gethan hat, diesen Segen zu verwirken. Nicht wahr, Helene, Du fürchtest Dich nicht, mir trotzdem Dein Glück anzuvertrauen?"

„Mein Glück — das bist Du!“ sagte sie und erröthete vor dem leuchtenden Blick, der sie zum Dank für diese Antwort traf.

In den trübe begonnenen Tag hatte nun doch ein Sonnenstrahl hineingeleuchtet, und sein Schimmer, so wie die Ruhe eines festen Entschlusses lag auf Felixens Antlitz als die Mittagsstunde ihn hinunterrief. Trotzdem war die Unterhaltung einsilbig, selbst Blum vermochte nicht die finstre Stirn des Geheimraths aufzuhellen.

„Für heute nehme ich Abschied, liebe Mutter“, sagte Felix nach Tisch zu dieser. „Jetzt gleich muß ich zum Kapellmeister in die Probe, den Abend habe ich einigen musikalischen Freunden zugesagt und löse damit ein seit so langer Zeit gegebenes Versprechen, daß ich es nicht wieder umgehen darf, wie lästig es mir auch sein mag. Heute siehst Du mich also nicht wieder.“

„Das trifft sich ganz günstig“, erwiderte die Mutter; „der Vater hat heute Abend eine wichtige Conferenz bei dem Minister und ich will auch ausfahren. Also auf morgen!“

Felix ging. — Die Probe dauerte lange, ihm war der Kopf wüst und benommen, die Aufregung wirkte nach. Es war ihm unendlich peinlich noch jener andern

Verpflichtung nachzukommen; er mußte sich förmlich dazu zwingen; aber er ging hin. Lärmende Fröhlichkeit tönte ihm entgegen; man hatte ihn schon lange in diesem kleinen freundschaftlichen Kreise vermißt, ihn und seine Violine, nun sollte er nachholen. Es war ihm unmöglich. Er machte vergebliche Versuche, in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen; er nahm die Violine zur Hand, aber jeder Ton klang verstimmt. Sein Kopfweh wurde immer unerträglicher. Er konnte es zuletzt nicht mehr aushalten, er mußte nach Hause und, da die wechselnde Farbe seines Antlitzes sein Unwohlsein bezeugte, hielt man ihn nicht mit lästigen Bitten zurück.

Draußen in der kalten Winterluft wurde ihm besser. Er strich noch eine Zeitlang auf den Straßen umher ehe er den Heimweg antrat. Helene durfte er heute doch nicht mehr sehn und die Mama, die er gern noch gesprochen, war auch fort. „Aber nein“ dachte er, als er zu den Fenstern des Hauses hinaufblickte, „da ist Licht in ihrem Zimmer, sie ist also zurückgekehrt.“

„Ist meine Mutter zu Hause?“ fragte er den Bedienten, der ihm die Thür öffnete.

„Ja“, erwiederte dieser, „es ist aber Befehl gegeben Niemanden vorzulassen, sie haben dringend zu thun; der Herr Sekretair Blum ist bei der Frau Geheimräthin.“

„Schon gut“, sagte Felix, das gilt nicht für mich.“ Einen Augenblick besann er sich zwar, ehe er seinen Weg fortsetzte. Es war ihm ärgerlich, mit Blum bei

der Mutter zusammentreffen zu sollen. Und doch wollte er sich nicht von diesem widerwärtigen Menschen verdrängen lassen. Sein Verhängniß trieb ihn vorwärts. Er durchschritt hastig die Zimmerreihen; die Teppiche die am Boden lagen fingen den Schall seiner Tritte auf; er hatte die Thür geöffnet und stand im Zimmer ehe einer der darin Befindlichen nur eine Ahnung seines Kommens hatte. Ein dumpfer Schrei der sich seiner Brust entrang verrieth seine Anwesenheit und schreckte seine Mutter auf — aus den Armen Blums! Ja, es war kein Trugbild seiner Phantasie gewesen, ihre tief bestürzte, Blum's trotzige Miene bestätigten das Zeugniß seiner Augen. Blum's Arm hatte sie umschlungen gehalten, ihr lächelndes Antlitz war ihm zugewandt gewesen, ihre Hand hatte in der seinen geruht.

„Schurke!" donnerte Felix und ohne einen Augenblick der Ueberlegung hatte er Jenen ergriffen und mit einem kraftvollen Stoß der offnen Thür entgegengeschleudert.

„Sie beleidigen den Freund Ihrer Mutter" sagte Blum frech, als er sich von dem gewaltsamen Stoß erholt und an der Thür stehn blieb.

Felix fuhr wie ein Wüthender auf, aber die Mutter stürzte in seine Arme und hemmte seine Bewegungen.

„Ueber den Schurken rechnen wir ein andermal ab", sagte Blum, „ich hoffe Ihnen bald beweisen zu können, daß ich keine Beleidigung ungestraft hinnehme.

Vielleicht bin ich nicht der ärgste Schurke in diesem Hause.“ Und heftig die Thür hinter sich zuschlagend, verließ er das Zimmer. Felix hatte kaum gehört was er sprach. Er brach zusammen als der Gegenstand seiner Entrüstung sich seinen Blicken entzogen hatte.

Der Schmerz war fast noch gewaltsamer als der Zorn; er sank auf einen Stuhl, er verhüllte das Haupt mit den Händen, und tiefe krampfhafte Seufzer, so wie Zittern seiner ganzen Gestalt verriethen die Erschütterung seines Innern.

Frau Berger betrachtete ihn mit sprachloser Angst; und doch mischte sich in die Angst ein Gefühl der Erleichterung, daß die Gefahr vorüber, daß nicht, wie sie gefürchtet, sich ein tödtlicher Kampf entsponnen zwischen dem Sohn und dem Geliebten. Ja, so nannte sie jenen Menschen, obgleich ihre Treue seit mehr als zwanzig Jahren verpfändet, obgleich der Sohn vor ihr stand die heiligen Rechte des Vaters zu vertheidigen.

Seit länger als einem Jahr bestand das unwürdige Verhältniß, mit einer Vorsicht, einer Klugheit verschleiert, daß bis jetzt noch Niemand eingedrungen war in dies dunkle Geheimniß.

Spielend war's begonnen worden, bis es Schritt vor Schritt die leichtsinnige ehrvergessne Frau immer tiefer hineingeführt hatte in den Abgrund des Unrechts. Es ist wahr, man hatte nie, bis sie Blum kennen gelernt, ihrer ehelichen Treue einen Vorwurf machen können;

er war der erste der sie genug durchschaut, um die Schwäche ihrer Grundsätze zu erkennen, um in ihrem freundlichen Entgegenkommen den Ton herauszufinden der nur weiter verfolgt zu werden brauchte, um ihre ungeprüfte Moral gründlich zu erschüttern. Nicht leicht wird ein Mann es wagen, einer Frau zu nahen, deren äußeres Benehmen den Stempel unverkennbarer Sittenreinheit an sich trägt; selbst Liebe wird keinen leicht so verblenden, daß er diese göttliche untrügliche Schrift nicht herausfinden sollte. Für den ersten Schritt ist fast jedesmal die Frau verantwortlich.

Frau Berger war es hier insofern in vollem Maaße, als sie recht wohl bemerkt daß Blum sich in sie verliebt, als das ihrer Eitelkeit geschmeichelt, als sie es Mitleid und Schonung seiner Gefühle genannt, ihm dennoch freundlich, nicht abweisend zu begegnen. Sie machte sich in Gedanken so vertraut mit seiner Liebe, daß ein Geständniß sie nicht einmal mehr überraschte; und Blum war verliebt und unverschämt genug, ein solches zu wagen. Er war überhaupt ein Mensch der unter der Maske eiserner Ruhe ein leidenschaftliches Temperament verbarg, ein Mensch der nach Allem die Hand ausstreckte, was ihm begehrenswerth erschien, und zwar so lange und so unverdrossen bis er es erreicht hatte. Und daß die Liebe der schönen Frau zu erreichen war, das wurde ihm schnell klar; denn sie war leichtsinnig, eitel, der Zerstreuung zugethan, sie hatte einen

Mann der sich nicht um sie kümmerte und den sie längst nicht mehr liebte.

Sein erstes Geständniß wurde zwar noch mit einer halb tugendhaften Entrüstung zurückgewiesen, aber sie entfernte ihn nicht, ja sie ließ sich darauf ein, mit einem Mann der ihre Frauenwürde für nichts geachtet, der verliebt in sie und viel klüger und redegewandter war als sie, oft und viel über die Pflichten der Ehe zu disputiren. War's ein Wunder, wenn sie ihm zuletzt glaubte, daß die Pflichten der Ehe sich lös'ten mit der Liebe, daß sie einem Mann, dem sie gleichgültig geworden, nichts schuldig sei?

Felix war leider nicht zu Hause, als das Verhältniß mit Blum begann. Vor seinen reinen unschuldigen Augen hätte sie vielleicht das Unrecht nicht begangen. Als er kam, war's zu spät. Da hatte Blum schon längst so viel Scenen verzweiflungsvoller Liebe gespielt, hatte mit so viel Fäden das unvorsichtige Herz umsponnen, daß es vollständig in seiner Gewalt war.

Sophie träumte noch einmal einen Liebestraum, träumte ihn, vielleicht durch das Geheimniß gesteigert, so leidenschaftlich erregt, als ihre Oberflächlichkeit es ihr überhaupt gestattete. Blum hatte sehr geschickt all ihre Schwächen zu benutzen verstanden, sie unwiderruflich an seine Zuneigung zu fesseln. Ihre Liebe zum Gesang, ihr nie zu vernichten gewesener Wunsch zu einer Laufbahn zurückzukehren die ihr alles das versprach, was ihr

eitler Sinn begehrte, war eine seiner stärksten Waffen gewesen, sie zu dem Entschluß zu bringen der von Anfang an sein Ziel, zu dem Entschluß alles im Stich zu lassen, ihm zu folgen, durch ihn dem Beruf zurückgegeben zu werden der ihr vom Himmel bestimmt, und so auch seine Träume von Liebe, Glück, herumschweifendem Leben und bequemem Reichthum zu erfüllen. Ihre Gleichgültigkeit gegen den Mann hatte er in Abneigung verwandelt, die Neigung für ihre Kunst zum Enthusiasmus, ihren Wunsch nach Triumphen der Eitelkeit zur glühendsten Sehnsucht gesteigert. Ihren sanften nachgebenden Sinn hatte er herabgedrückt zur völligen Willenlosigkeit und ihre Phantasie zu verbrecherischer Liebe entflammt. So hatte er sie langsam und sicher unterjocht, hatte den Plan ihres künftigen Lebens entworfen, jede Einrede, jeden Widerstand besiegt, jedes Unrecht fortgeklügelt, und der heutige Abend hatte nur bestimmt festgesetzt, was in seinem Kopf längst beschlossen und ersonnen war: — Da trat Felix wie ein Bote des Gerichts zwischen die Sünder.

Ach, obgleich selbst frei von Schuld, litt er durch dieselbe vielleicht im Augenblick am meisten!

In seiner tiefen Verzweiflung merkte er es gar nicht, daß die Mutter vor ihm stand, daß sie sich liebkosend über sein Haupt gebeugt, daß ihre Thränen auf dasselbe fielen.

„Mein Felix, mein Sohn vergieb mir,“ bat sie mit ihren weichsten Tönen.

Er ließ die Hände vom Antlitz sinken und sah sie mit seinen großen strahlenden Augen kummervoll, fast demüthig an. Dann sagte er: „Ich bin nicht Dein Richter, Mutter, der ist dort oben; ich bin nur Dein armer niedergeschmetterter, aus allen Himmeln gestürzter Sohn. Ich mag das Recht nicht haben, Dir zu zürnen oder zu vergeben.“

„Aber Du sollst mich lieb haben,“ bat sie weiter, „Du sollst nicht so entsetzlich traurig sein; Du liebst ja auch, kannst Du die Macht der Liebe nicht begreifen?“

Felix fuhr fast wild in die Höhe. „Mutter, vergleiche nicht meine Liebe, — aber nein,“ unterbrach er sich selbst, „lass uns davon schweigen. Möchte ich doch am liebsten meine Gedanken tödten, weil sie die eigne Mutter anzuklagen wagen.“

Er war aufgestanden und an's Fenster getreten. Er riß es auf und kühlte sein glühendes Haupt in der frischen winterlichen Luft. Der Himmel war nachtumhüllt wie seine Seele. Aber wie ein Gruß von Oben, erklang da plötzlich Helenens Stimme. Durch die geschlossnen Fenster gehemmt schwebten die Töne sanft verhallend zu ihm hernieder. Er kannte das Lied, er verstand die Worte:

Geh zur Ruh, geh zur Ruh!
Schlummernd alle Sorgen schwinden,
Und auch Du, und auch Du,
Armes Herz, wirst Tröstung finden.

„Auch für die Schande?“ fragte er mit einen verzweifelnden Blick und schloß das Fenster. „Gute Nacht Mutter,“ sagte er dann sehr sanft zu dieser, aber die Hand bot er ihr nicht. Es war ihm als sähe er die ihre noch ruhn in der jenes verhaßten Menschen. Er konnte sich nicht entschließen sie zu berühren.

Frau Berger saß noch lange nachdem Felix sie verlassen in schweigendes Nachdenken versunken da.

„Es ist nichts mehr zu ändern,“ sagte sie dann endlich, „ich kann nicht mehr zurück und ich will auch nicht. Ich könnte den Vorwurf in seinen traurigen Blicken nicht ertragen, ich will nicht nicht wie eine Sünderin vor ihm leben, die Mutter vor dem eignen Sohn, es geht nicht, geht nimmermehr!“ Und dann nahm sie ein Blatt Papier, schrieb hastig darauf: „Es bleibt bei unsrer Verabredung, nur beschleunige die Ausführung!“ siegelte, adressirte das Billet und klingelte dann der Kammerjungfer. „Trage dies augenblicklich zu Herrn Blum,“ sagte sie, „ist er nicht zu Hause, so lege es in sein Zimmer. Es ist ein vergeßner Auftrag meines Mannes. Der könnte schelten, fände er ihn nicht ausgerichtet.“ Dann ging sie scheinbar ruhig zu Bett.

Felix hatte die Nacht so fieberhaft zugebracht, daß es kein Vorwand war, als er sein Nichterscheinen beim Frühstück mit Unwohlsein entschuldigte.

Er fühlte sich noch nicht ruhig und gefaßt genug der Mutter wieder zu begegnen; er wollte auch Helenen nicht sehn, ehe er nicht einigermaßen Herr seiner Stimmung geworden; ja er dachte schon mit Verzweiflung daran ob es recht sei sie in eine Familie einzuführen an deren innerstem Heiligthum der Ehre so furchtbar gefrevelt war.

Er schrieb ihr ein paar Zeilen, ihr sein Erkranken mitzutheilen, und bat sie heute nicht zu singen da sein Kopf es nicht ertragen könne.

Felix athmete erleichtert auf als sein Vater zu ihm kam, ihm im höchsten Aerger mitzutheilen, daß Blum ihn heute früh mit dem Gesuch um seine Entlassung überrascht habe. „Ich habe ihn mit Güte und Freundlichkeit überhäuft" sagte er, „und dafür bemüht er sich hinter meinem Rücken um eine einträglichere Stelle und verläßt mich in größter Eilfertigkeit weil sein neuer Chef gleich eine Reise mit ihm anzutreten wünscht. Es ist zu ärgerlich für mich, ich kann mich ohne ihn todt arbeiten."

Felix dankte Gott in seinem Herzen. So hatte denn die Mutter wenigstens das verbrecherische Band zerrissen, so war er von dem Anblick dieses Menschen befreit ohne daß er selbst Schritte zu dessen Entfernung

zu thun nöthig gehabt, was ohne einen Eclat schwer möglich gewesen wäre. O, es war ja Pein und Qual genug. Daß nichts mehr zu retten war als der Schein, daß er sich damit begnügen mußte seine Mutter wenigstens nicht vor der Welt entlarvt zu sehn; ein jammervoller Ersatz für den Gedanken, daß keine seiner brennendsten Thränen im Stande sei den Schimpf von ihrer Stirn zu waschen. — Und doch war es dieselbe reine klare Stirn mit der sie heute vor ihn hintrat, derselbe kindliche Blick fast noch demüthiger, als sonst, im Gefühl ihrer Beschämung, dieselbe sanfte Stimme die ängstlich nach seinem Befinden forschte. „Gott," dachte Felix, „wenn Du die Lüge zuläßt in der Welt, warum erlaubst du ihr, sich in das Gewand der lautern Wahrheit zu hüllen?" Es war ihm wie eine Erlösung von unerträglichem Zwang als die Mutter ihn verließ.

Neuer Lebensmuth zog in sein Herz ein, als Helene ihm ein paar Zeilen zusandte. Wie frisch, wie kindlich, wie warm waren die Worte aus ihrem Herzen geströmt. „Sie ist gut und unschuldig," dachte er und las den Brief wieder und immer wieder. „Du bist ein Thor," schrieb sie zum Schluß, „und weißt nicht was Deinem Kopfweh gut thut; Tante Florine weiß es auch nicht, darum schickt sie Dir ein halbes Dutzend Recepte die sie alle nach einander gebraucht, und die ihr nie etwas geholfen haben. Ich will Dir sagen was Dir helfen wird. Gleich steh von Deinen Sopha auf und komm

zu mir herüber. Singen hören willst Du nicht, gut, so will ich Dir denn nur etwas vorplaudern, oder ich will auch still neben Dir sitzen und meine Hand auf Deine Stirn legen. Aber kommen mußt Du und Du wirst sehn, es wird Dir besser werden."

Da ging er denn zu ihr und sie hatte Recht mit ihrem Mittel: denn, als ihre Hand auf seiner Stirn lag, als ihre glücklichen Augen in die seinen schauten, und der kleine schelmische Mund alles durcheinander sprach, lustige und übermüthige, ernste und liebevolle Worte, da wurde die Geliebte ihm zum himmlischen Boten, der ihm den verlornen Glauben an die Menschen, der ihm die Hoffnung auf Wahrheit, Liebe und Treue wieder zurückbrachte. Schon ihr Anblick allein war seiner umdüsterten Seele ein Trost.

Daß Felix ungewöhnlich ernst war, und es all die kommenden Tage blieb, auch als er aufgehört hatte, sein Kopfweh vorzuschützen, das konnte Helenen natürlich nicht entgehn. Theils schob sie es auf das Zerwürfniß mit seinem Vater, theils nahm sie es für eine neue Seite seines Wesens, das sich ihr immer mehr erschloß. Sein Ernst war so voll Tiefe, seine Gedanken läuterten sich in der Aussprache mit ihr zu so sanfter Milde; in dem innigen Drang seiner Seele den Trost für sein verwundetes Gemüth aus himmlischem Quell zu schöpfen, verbreitete sich eine so verklärte Ruhe über sein Wesen, daß Helenens Liebe, erst so kindisch übermüthig, so keck in

ihrer Zuversicht des Glücks, zur Verehrung, fast zur Anbetung ward.

„Ich bin der Herr Dein Gott, Du sollst keine andern Götter haben neben mir", dies Gebot hatte ihre Liebe vergessen. Felix war ihr Alles, die Liebe zu den Großeltern, wie untergeordnet war sie dem Gefühl für ihn, — wie schwach schimmerte Eduards Bild in ihrer Seele — die Erinnerung an ihre Heimath, wie versank sie vor einem Blick seiner leuchtenden Augen. Mit ihm war die Welt ihr Eigenthum, ohne ihn — — daß irgend etwas ohne ihn sein könnte, daran hatte sie noch nie gedacht! Alles was sie that, sprach und dachte bezog sich auf ihn, selbst ihr Gebet schwebte nicht über ihren irdischen Himmel hinaus.

Daß sie mit diesem Uebermaß der Liebe sich nicht abschloß, daß ihr junges Herz, ihr heitrer Sinn, übersprudelnd von Glück immer nach Mittheilung strebte, und da wo sie von Felix und ihrem Verhältniß zu ihm nicht sprechen durfte, wenigstens als Ersatz nichts als glückliche frohe Dinge hervorsuchte, darüber zu plaudern, das gab ihrem Wesen eine solche Frische, ihrer Liebenswürdigkeit so viel neue Seiten, daß Alles von ihr bezaubert war, und Tante Florine sich gestehen mußte, nie habe die geistige Anmuth eines weiblichen Wesens sich so schnell, so überraschend entwickelt wie die Helenens in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts bei ihr. Natürlich war der Name Felix auch schon längst in die

Waldeinsamkeit gedrungen. Sie schrieb nicht immer „er liebt mich, ich ihn" aber die Glorie um seinen Namen sagte Alles. Die alten Leutchen sprachen viel von ihm und ihr, und wie Alles werden würde; sie zählten die Tage bis zum Frühjahr das ihnen Helene zurückbringen sollte, und warfen sich manchen verständnißreichen traurigen Blick zu, wenn Eduard so finster vor sich hinblickte und seine Wange bald roth bald blaß wurde.

Helene ahnte von alledem nichts. Sie strahlte in ihrem Glück und ihres Freundes krankes Herz sonnte sich in den Strahlen.

Seiner Mutter gegenüber fand sich Felix unendlich peinlich. Ihre Freundlichkeit verletzte, ihr demüthiges Wesen beschämte ihn. Es waren erst acht Tage nach jenem Vorfall vergangen; sie kamen ihm wie ein Menschenalter vor, und dennoch war der entsetzliche Eindruck jener Scene kaum gemildert. Er fand es natürlich, daß auch der Mutter das Zusammensein mit ihm unerträglich wurde, daß sie einen schon früher gehegten Wunsch, zu ihrer einzigen Schwester, die etwa zwei Tagereisen von ihr entfernt auf dem Lande lebte, zu reisen, auf's Neue in Anregung brachte. Er unterstützte ihn auf's lebhafteste, aber der Geheimrath der jede Störung des gewohnten Lebens unbequem fand, gab nur zögernd seine Einwilligung, gab sie wenigstens nur auf acht Tage.

„Wenn Du kannst, vergiß und vergieb," sagte

Frau Berger leise zu Felix als sie Abschied nahm. Er seufzte tief, aber er nahm diesmal doch die Hand die sie ihm bot. „Vergessen" — dachte er „ach, dazu reicht das Leben nicht aus!"

Er war froh als die Mutter fort war, und doch fühlte er bald wie sehr sie fehlte, wie sehr ihre ruhige Freundlichkeit der Sonnenschein des Hauses gewesen. Des Vaters Stimmung wurde immer finstrer; er sagte kein Wort wenn Felix zu Helenen ging, aber er gab ihm seine Unzufriedenheit deutlich durch ein mürrisches Wesen zu erkennen.

Nur bei Helenen fand er noch die Freude wieder, nur unter dem Einfluß ihres Lächelns den früheren süßen Frieden. Bei ihr nur flog die Zeit, sonst schlichen die Stunden träge dahin. Es verbesserte seines Vaters verdrießliche Stimmung nicht, als nach den verfloßnen acht Tagen für die er seine Frau beurlaubt statt ihrer ein Brief kam, der ihr Erkranken meldete das wenn auch nicht Gefahr drohend doch ihre Rückkehr im Augenblick unmöglich machte. Dunkle Wolken lagen auf des Geheimraths Stirn als er dem Sohne den Brief gab.

„Bist Du besorgt lieber Vater?" fragte dieser freundlich. „Meinst Du die Mutter sei ernstlich krank, kränker als sie es geschildert?"

„Das nicht," erwiederte der Geheimrath, „aber ich ersehnte ihre Rückkehr doppelt zur Erledigung eines Ge-

schäfts, das durchaus in der nächsten Zeit regulirt werden muß. Deine Mutter besitzt aus den Jahren ihrer Künstlerlaufbahn ein kleines Kapital dessen Zinsen ihr Nadelgeld. Ich habe natürlich nie den geringsten Anspruch daran erhoben und alle Kosten der Haushaltung, alle ihre Ansprüche an Luxus und Lebensgenuß sind ebenso nur von meinem Gehalt, meinen Privatmitteln befriedigt worden wie Deine kostspielige Erziehung und die Zuschüsse deren Du bis jetzt immer noch bedurft hast, und die auch wohl für's erste nicht aufhören werden, da Du nicht meinen Wünschen gemäß an eine reiche Heirath zu denken scheinst."

Felix biß sich auf die Lippen um nichts zu sagen, aber er nahm sich vor, sich künftig auf's Aeußerste einzuschränken, um nie mehr der Hülfe seines Vaters, die er so gedankenlos in Anspruch genommen, zu bedürfen.

„Ich bin durch widerwärtige ungeahnte Zufälligkeiten im Augenblick in großer Geldverlegenheit," fuhr der Geheimrath fort, „und kann als Aushülfe dabei allein auf jenes Kapital rechnen. Nun bezweifle ich es keinen Augenblick, daß Deine Mutter gefällig und uneigennützig genug ist mir jene Hülfe zu gewähren, aber es bedarf der Rücksprache, bedarf ihrer Vollmacht. Das giebt nun durch ihre Abwesenheit viel Weitläufigkeiten, besonders da der Banquier bei dem das Geld deponirt ist, auch nicht hier am Ort ist. Das hält die ganze Sache auf und ich bedarf eiliger Hülfe."

„Aber hast Du nicht unbedingten Credit?“ fragte Felix.

„Ich habe im Augenblick Gründe, ihn nicht geltend zu machen,“ erwiederte jener. „Ich würde selbst zur Mutter, aber bei meinen vielen Geschäften kann ich gar zu schwer abkommen.“

„So laß' mich hin,“ unterbrach ihn Felix eifrig, obgleich es ihm äußerst zuwider war mit der Mutter bei Andern zusammentreffen zu sollen. „Ich gehe augenblicklich zum Kapellmeister mir Urlaub zu erbitten; willst Du in der Zeit Deine Anordnungen treffen, so reise ich noch heute Abend ab, und fahre die Nacht hindurch.“

Das Gesicht des Geheimraths klärte sich auf.

„Es ist mir lieb wenn Du das thust mein lieber Felix“ sagte er freundlich, „Du hilfst mir aus einer fatalen Verlegenheit. Aber vergiß nicht, daß Eile wünschenswerth, und hast Du die Vollmacht der Mutter, der ich meinen Wunsch schriftlich mittheilen werde, so kannst Du auf der Rückfahrt gleich den kleinen Umweg über B . . . machen, um bei dem Banquier dessen Adresse ich Dir geben werde, die Summe zu erheben.“

So war denn Alles abgemacht. Der kurze Urlaub wurde ohne Schwierigkeit bewilligt; ein flüchtiger Besuch bei Helenen benachrichtigte sie von der beabsichtigten Trennung, bei welcher Nachricht sie das Köpfchen gewaltig hängen ließ und es durchaus nicht zugeben wollte, daß ein Zeitraum von vier bis fünf Tagen doch eigentlich nur ein kurzer sei und schnell entschwinden werde.

Tante Florine schalt sie vergebens kindisch, als ihre Thränen beim Abschied flossen. Felix war ja ebenso kindisch wie sie. Ihm war das Herz so schwer, so zum Zerspringen voll! Ach, er durfte ihr ja nicht einmal sagen von welchem Leid es bedrückt wurde, ein Leid das nur sie, wenn auch unwissentlich, gemildert hatte und das er nun in Nacht und Einsamkeit hinaustragen sollte. Mit dem Leid war die Schande verknüpft und der reinen Seele des Mädchens durfte nichts Dunkles nahen!

Ihr liebliches Antlitz schwebte ihm vor bei der nächtlichen Fahrt und mischte sich zuletzt in die Träume seines unruhigen Schlummers. Aber auch im Traume machte sich Helenens freundlicher herzerfrischender Einfluß geltend und Felix hatte Widerwillen und Bitterkeit siegreich bekämpft, als in der Nachmittagsstunde des nächsten Tages der Wagen vor dem Landhause der Tante hielt. Sichtlich bestürzt kam die Dame ihm entgegen.

„Mein Gott, ist die Mutter ernstlich krank?" rief Felix, erschrocken über ihre Verstörung. Sie verneinte seine Frage, aber sie weigerte sich doch ihn zu ihr zu führen; das könne sie aufregen, einen Rückfall herbeiführen; aber es fehlte ihr nichts, gar nichts, er solle sich beruhigen.

Die gute Seele widersprach sich bei jeder Antwort und wurde immer verlegner, immer ängstlicher. Felix kannte die Tante. Sie hatte das beste Herz von der Welt und that mit ihrem Wissen und Willen nie Jemand

Unrecht: aber sie hatte weder Urtheil noch Einsicht, sie ließ sich von allen Menschen gebrauchen, von Vielen mißbrauchen.

Daß hier irgend etwas zu verbergen war, wurde Felix im Augenblick klar, nur wagte er sich noch nicht an den Verdacht der, alle seine Nerven durchzitternd, in ihm aufstieg. Aber seine Fragen die, ihm selbst halb unbewußt, gerade auf das Ziel losgingen, sein in die Seele schneidender Ernst entrangen der schwachen bethörten Frau bald ein volles Geständniß.

Vor acht Tagen war die Schwester bei ihr angekommen und hatte ihr eine traurige Geschichte erzählt: von dem Unglück ihrer Ehe, von den Mißhandlungen die sie von ihrem Manne zu erleiden, und wie nur Liebe zu ihrem Sohn, dessen Gefühl sie schonen wolle, sie verhindert habe, auf gänzliche Scheidung zu dringen.

Sie wolle sich aber auf eine Zeitlang von ihm trennen, und nicht eher zu ihm zurückkehren als bis er das feierliche Zugeständniß gemacht, ihr künftig eine ihrer würdigere Stellung im Hause zu geben.

Felix schauderte vor dem verächtlichen Lügengewebe, das seine eigne Mutter, des Vaters Ehre für nichts achtend, hier ausgesponnen!

Unter bittern Thränen erzählte die Tante weiter: Sophie sei nur einen Tag bei ihr geblieben. Sie habe auch ihr nicht sagen wollen, wohin sie sich wende, habe ihr aber einen Brief zurückgelassen der, nach ihrer Ver-

sicherung, Alles erklären solle und den sie eben zu der ihr bestimmten Zeit abgesendet habe. Sie fügte schließlich nun noch die Bitte hinzu, Felix möge den Vater bewegen, milder und gütiger mit seiner Frau zu verfahren, damit der Welt kein Aergerniß gegeben werde und Sophie bald in den gestörten Familienkreis zurückkehren könne.

„Mein Vater ist unschuldig,“ sagte Felix, „die Mutter“ — er stockte! Das Wort welches die Mutter anklagen sollte, kam nicht über die Lippen des Sohnes! Er fragte nur noch ob die Tante gar keine Vermuthung habe wohin die Mutter sich gewendet? Sie hatte keine. Dann fuhr er fort ohne Berücksichtigung ihrer Bitte, sich doch wenigstens bei ihr auszuruhn. Er fuhr bis zum nächsten Flecken, lohnte dort den Kutscher ab, und nahm Extrapost nach B . . . Er war ganz ruhig, handelte ganz überlegt, aber er sah so geisterhaft blaß aus daß auf der nächsten Station wo die Pferde gewechselt wurden die Frau des Posthalters an den Wagen trat und fragte ob er krank sei und ob er irgend etwas bedürfe. Mitten in der Nacht kam er in B . . . an. Dies zwang ihn ein Paar Stunden zu ruhn, wenigstens scheinbar zu ruhn: denn nicht einen Augenblick schloß ein mitleidiger Schlummer die brennenden Augen. So früh am Morgen als er nur hoffen durfte vorgelassen zu werden begab er sich zu den ihm bezeichneten Banquier.

Er stotterte mühsam eine Fabel hervor die es glaubhaft machen sollte, daß seine Mutter — er nannte sie jedoch nicht so, sondern sagte nur ihren Namen — von ihren Angehörigen vermißt werde, ohne daß man sie jedoch in dem Verdacht einer absichtlichen Entfernung habe. Es sei, nur um nichts bei der Nachforschung nach der wahrscheinlich Verunglückten zu verabsäumen, daß er sich erkundige ob auf ihren Namen vielleicht irgend eine Summe geringeren oder größeren Werths erhoben sei.

Der Banquier erwiderte, nicht ohne die tiefe Erschütterung des anscheinend so ruhig Fragenden mit aufrichtigem Mitgefühl zu bemerken, daß das in Rede stehende Kapital in aller Form, zur rechten Zeit gekündigt sei, daß er es vor ungefähr acht Tagen an die Dame selbst die sich vollständig legitimirt, theils in baaren Summen, theils in Anweisungen auf ein Londoner Haus, ausgezahlt habe.

Felix fragte ob die Dame allein gewesen als sie zu ihm gekommen sei.

Nein, es habe sie ein junger Mann begleitet.

Felix wußte genug. „Ich danke Ihnen," sagte er und wandte sich zum Gehn. Aber er kam nur wenige Schritte weit. Die furchtbare Gewißheit von der ehrvergessnen Handlung seiner Mutter hüllte seine Seele in Nacht. Er brach ohnmächtig zusammen.

Der Banquier war ein menschenfreundlicher Mann,

er ließ dem Erkrankten jede Hülfe angedeihn und war zart genug die leiseste Andeutung auf den Grund des Unwohlseins zu vermeiden. Es vergingen Stunden ehe Felix sich genugsam erholt hatte in sein Hôtel zurückkehren zu können. Dort wurde er die Beute eines so heftigen Fieberanfalls, dem eine solche geistige wie körperliche Abspannung folgte, daß Tage vergingen ehe er es über sich gewann den Entschluß zur Rückkehr zu fassen. Er schauderte vor dem Gedanken mit welcher Nachricht er vor den Vater treten solle. — Die Geldverlegenheiten, desselben die ihn so zur Eile getrieben, hatte er vollständig vergessen: nur das eine fürchterliche Unglück beschäftigte Tag und Nacht seine Seele.

So war es erst nach Ablauf einer Woche daß sein Reisewagen wieder vor der Thür des väterlichen Hauses hielt. Einem Verbrecher der zur Richtstätte abgeführt wird, kann das Herz nicht in hoffnungsloser Beklemmung schlagen als ihm, da er ausstieg und den Hausflur betrat. Der alte treue Diener seines Vaters stürzte ihm entgegen.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind“ sagte er, „nun wird vielleicht Alles wieder gut werden, nun ist doch Einer da der zum Rechten sehen wird, Einer der vielleicht die Unschuld des Herrn herausbringt.“

Felix strich sich mit der Hand über die Stirn, ihm kam die Rede des alten Mannes so verwirrt vor. War denn ein neues Unglück geschehn — und welches? Er

hatte kaum den Muth zu fragen! er stand starr vor Bestürzung als der alte Diener endlich unter Schluchzen und Thränen herausbrachte, daß der Herr verhaftet sei, daß er Schulden haben solle, daß man behaupte er habe Gelder veruntreut. — — —

Herr des Himmels, ist's nun bald genug?! — fragte Felix mit emporgerichteten Augen. Dann kehrte er stehenden Fußes um, die geeigneten Mittel zu ergreifen, sich augenblicklich eine Unterredung mit seinem Vater zu verschaffen. Diese traurige Gunst wurde ihm gewährt, dort bekam er den Kelch des Leidens bis auf die Hefe zu leeren.

Die Sache war in Kürze die:

Schon seit längerer Zeit waren die Vermögensverhältnisse des Geheimraths im höchsten Grade derangirt. Sein so wie seiner Frau Liebe zum Luxus, ein alberner aber leider weitverbreiteter Stolz, an äußern Prunk denen nichts nachgeben zu wollen die ihm nur an Mitteln, nicht an Rang überlegen waren, hatten Ansprüche in ihm erregt, die zu befriedigen weder sein Gehalt noch die Zinsen seines Vermögens hinreichten.

Sophie war viel zu leichtsinnig, um sich je um dergleichen Dinge zu kümmern oder je bei ihren Ausgaben zu rechnen — er, anfänglich theils zu sehr in sie verliebt, ihr irgend einen Wunsch zu versagen, theils auch in dieser Beziehung zu sehr mit ihren Neigungen übereinstimmend um ihrer Verschwendung in irgend

einer Weise Einhalt zu thun. Solange Kapital da war, machte er sich keine Sorge und, dachte er je an die Zukunft, so glich er die schwindende Größe desselben mit dem zu erwartenden höhern Gehalt aus. Da doch in aller seiner Verschwendung noch ein gewisses System herrschte, eine Art von Ordnung, da er nicht Schulden machte oder, nahm er einmal eine Summe auf, diese zur gehörigen Zeit vom Kapital abtrug, so gerieth er nie in den Verdacht ein schlechter Wirth zu sein. Ebenso schützte ihn die Solidität seines Lebenswandels vor der Anschuldigung daß er zu große Verschwendung treibe. Er gab sehr große Summen aus, zwar für überflüssige aber doch für reelle Dinge, und man meinte, wer so theure Liebhabereien, wie für Gemälde, Kunstgegenstände aller Art, Bibliothek, mit solcher Leichtigkeit befriedigen könne, der müsse nothwendig im Besitz eines großen Vermögens sein.

Er war sehr klug und ließ sich nicht leicht in die Karten sehn. So wurde sein Vermögen nach seinen Ausgaben taxirt, so gelang es ihm die Unbescholtenheit seines Charakters aufrecht zu erhalten, so stieg das Vertrauen zu ihm leider in demselben Grade als seine Mittel schwanden: dadurch gerieth er immer mehr in Versuchung, dasselbe zu verrathen.

Man steuert wohl eine Weile ein leckes Schiff durch die Wogen aber zuletzt strandet's doch; Klugheit scheitert

am Leichtsinn, ist sie nicht von dem strengsten Rechtsgefühl unterstützt.

Er fing an, mit den ihm anvertrauten Geldern zu spekuliren, und verlor große Summen; er griff Mündelgelder an, natürlich mit der Absicht sie wiederzuerstatten, — denn die Absicht hat fast jeder der sich zu so unglücklichen Schritten verleiten läßt, — und konnte nun fast mit Gewißheit den Zeitpunkt berechnen, wo Hülfe geschafft werden oder Ruin und Schande über ihn hereinbrechen mußte. Das ist aber eben der Fluch des Leichtsinns, daß er meint, seine Pläne und Anschläge könnten niemals fehlgehn, daß er an seine eignen Hirngespinste glaubt.

Auch Berger hatte seine Pläne gemacht. Felix mußte eine reiche Heirath schließen; schlug dies fehl, so sollte Sophie wieder zum Theater und durch ihr noch in voller Blüthe stehendes Talent die Mittel schaffen, alle Verbindlichkeiten zu erfüllen und dabei das gewohnte glanzvolle Leben fortzuführen. Freilich kostete es ihn viel Ueberwindung an die Ausführung dieses Entschlusses nur zu denken, freilich war seine hauptsächlichste Hoffnung auf Felix gerichtet, aber als letztes Mittel mußte auch dies gut sein. Inzwischen drohte eine nähere Gefahr. Laufende Ausgaben zu decken, hatte er städtische Kassen, die ihm zur Verwaltung anvertraut, angegriffen. Bei Rechnungsablegung wurden nun wohl auch bestimmte Termine festgehalten, aber einer dieser

Termine nahte und, das Deficit zu decken, sah er kein anderes Mittel als das schon erwähnte kleine Kapital seiner Frau, an das er, in einer seltsamen Regung von Gewissenhaftigkeit, bis jetzt noch nie Ansprüche erhoben hatte. Nach ihrer Rückkehr wäre noch hinlänglich Zeit gewesen, die Angelegenheit zu ordnen; daß sie länger blieb, machte den ersten Strich durch die leichtsinnige Rechnung. Verrath beschleunigte seinen Fall.

Er war denuncirt worden. An demselben Tage, an dem Felix, wie er bestimmt dachte, Alles mit seiner Frau besprechen und ihm dann die Mittel zur Rettung bringen sollte, an demselben Tage trat ganz unerwartet eine Commission bei ihm ein, unter dem Vorwand, neue städtische Einrichtungen in's Leben zu rufen, dann plötzlich eine Rechnungsablage und Uebergabe der Kassen fordernd. Wie er aber, einmal der Veruntreuung überführt, einmal in Untersuchungshaft war, da erhob sich von allen Seiten der Verdacht, verbreitete sich Schreck und Mißtrauen über Alle, die ihre großen oder geringen Mittel ihm zur Verwaltung anvertraut. Seine Angelegenheiten unterlagen der genausten gerichtlichen Untersuchung und es konnte nicht fehlen, daß alle die seit Jahren verübten und geschickt verschleierten Betrügereien, eine nach der andern, an's Licht kamen. Der Geheimrath, von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage vollständig überzeugt, hatte sich mit einer Art finstrer Tücke in sein Schicksal ergeben und, statt der eignen Schuld zu

gedenken, überhäufte er Andere mit bittern Anklagen: die Frau, daß sie es nicht verstanden sich einzuschränken und die von den Verhältnissen gebotenen Ausgaben durch Sparsamkeit in andrer Weise zu ersetzen, daß sie nicht dagewesen als er ihrer bedurft; den Sohn, daß er seine Andeutungen, ihm durch eine reiche Heirath zu helfen, nicht verstehn gewollt, vor Allem den treulosen Freund und Hausgenossen. Denn daß Blum die Unüberlegtheit, mit der er aus fremden Kassen Darlehne genommen, ausspionirt, daß er ihn denuncirt hatte, daran zweifelte er keinen Augenblick, konnte er auch das Motiv zu dieser nichtswürdigen Verrätherei nicht begreifen.

Ach, Felix begriff es gar wohl und der Gedanke, daß er, wenn auch unschuldig, doch die Veranlassung zu dieser That gemeiner Rache gewesen sei, machte den Abgrund zu seinen Füßen noch tiefer!

Ihm blieb nur noch die traurige Aufgabe, dem Vater mitzutheilen wie Ehre und Glück auch nach jeder andern Richtung hin für sie alle vernichtet sei. Jedes Wort, das er über die Schande der Mutter aussprechen mußte, riß sich mit tödtlichem Schmerz von seinem Herzen los. Ein wildes Auflachen des Vaters war die Antwort auf seinen herzerschütternden Bericht. Dann folgte eine Fluth von Vorwürfen, daß Felix ihm den Verrath der treulosen Frau nicht gleich mitgetheilt, daß er ihr so jedes Mittel gewährt, jeden Weg eröffnet, ihren Plan mit der größten Bequemlichkeit auszuführen.

Felix stürzte fort, sich vor den Vorwürfen, vor Allem sich vor dem höhnenden Gelächter zu retten das ihm die Seele zerriß.

Wie er nach Hause kam, er wußte es selbst nicht! Er kam erst wieder zur Besinnung, als, nachdem er die Treppe hinaufgestürzt, Helene, die schon lange in peinlicher Angst seiner geharrt, mit einem Schrei des Entsetzens in seine Arme flog.

In der That, er sah fürchterlich aus. Die tödtliche Bläße seiner Wangen wäre nichts gewesen obgleich sie sich gespensterhaft abhob gegen das schwarze Haar das in wilder Verwirrung sein Haupt umflatterte, aber seine Augen — wo war der leuchtende Strahl hin, der ein Ausfluß eines glücklichen reich begabten Geistes sonst sein ganzes Antlitz erhellt hatte? Der Strahl war erloschen, durch tiefe hoffnungslose Nacht verdrängt. Thränenlos trotz allen Schmerzes, seit langer Zeit vom Schlummer geflohn, schienen sie Sternen gleich denen eine sich darüber hin lagernde Wolke alles Licht, allen Glanz geraubt. Helenen brach das Herz als sie hineinblickte in diese untergegangnen Sterne! — Sie lag in des Geliebten Armen, weinend, schluchzend, keines Wortes mächtig. Er preßte sie an sich, er drückte seine Lippen auf ihre Stirn: all seine Verzweiflung, all seine Liebe, und der Schmerz eines ewigen Abschieds brannte in seinem Kuß.

„O Gott, so sprich doch,“ sagte Helene. Aber er

sagte kein Wort. — Wieder und wieder küßte er sie, dann hob er sie wie ein Kind auf, trug sie die halb ohnmächtig in seinen Armen ruhte in ihr Zimmer, legte sie sanft auf's Sopha, faltete ihre Hände ineinander wie zum Gebet und mit einem stummen ausdrucksvollen flehenden Blick auf sie und Florine verließ er das Zimmer ohne daß eine der Frauen den Muth, die Kraft gewann ihn zurückzuhalten.

Mit derselben fast bewußtlosen Ruhe betrat er sein Zimmer, schloß die Thür ab und nahm die Pistolen aus dem Kasten. Aber noch war der nachtgeborne Gedanke der Verzweiflung nicht reif zur wahnsinnigen That. Er legte die Waffe wieder hin und schritt auf und ab in seinem Zimmer in dem er alle Fenster geöffnet hatte, als müßte er sonst ersticken. „Du sollst Vater und Mutter ehren," sagte er dumpf vor sich hin. „Gott sei mir gnädig, ich kann das Gebot nicht halten!" schrie er dann plötzlich wild auf und rang die Hände. Und wieder wurde der rastlose Gang durch's Zimmer fortgesetzt, während Helene in der Nebenstube auf den Knien lag, in tödtlicher Angst den Schritten lauschend, und Tante Florine vergebens versuchte ihr Trost einzusprechen.

Thränen, längst ersehnte Thränen strömten aus Felix' Augen als seine wild durcheinanderströmenden Gedanken plötzlich bei Helenens Bilde verweilten. Aber auch dies Bild durfte nicht leuchten in seiner vernichteten Seele, nie durfte sie ihm angehören, durfte nie den Namen

tragen den sein Vater, — seine Mutter — gebrandmarkt mit unauslöschlicher Schmach.

Vor diesem Gedanken starben seine Thränen und Eis legte sich auf sein Herz.

Dann fiel sein Blick auf seine Violine, die Gefährtin seiner glücklichen Kindheit, seiner hoffnungsvollen Jugend. Welche Träume von Glück und Ruhm hatte er einst ihren Saiten entlockt; wie hatte er seine erwachende Liebe ihr anvertraut, wie sein Glück ihr vorgejubelt! — Noch einmal loderte die Künstlerseele in allem Feuer, aller Gluth, aller Innigkeit des reinsten Strebens in ihm auf! Das gottgesendete Genie, konnte es untergehn in Nacht und Verzweiflung? — Konnte er sich nicht noch ein Glück erringen, das, himmelentsprossen, ihn hinaufführte zum Himmel, das die Erde mit ihren Qualen versinken ließ, wenn der Genius in ihm seine Schwingen regte? — War sein Herz gestorben und seine irdische Liebe, konnte nicht dennoch ein Kranz seine Stirn krönen, ein Kranz unvergänglichen Ruhms? — Aber nein, tausendmal nein! Sein Name durfte nicht leuchten vor der Welt; kein Klanz, kein Ton noch so rein noch so innig dem Herzen entströmend und an das Herz sich schmiegend durfte die finstere Geschichte heraufbeschwören, für die es auf Erden nur Schande und Schmach, im Himmel nur das Gericht Gottes gab. Sollte die Kunst, die reine edle, entwürdigt werden durch den Namen des Künstlers? — Sollte man sagen, er, dem wir ge-

lauscht, der die Begeistrung erweckt und alles Edle im Herzen entzündet hat, er ist der Sohn eines Betrügers, der Sohn einer Frau die Ehre und Pflicht vergessen?!

Er nahm die Violine, schleuderte sie zur Erde und zertrümmerte mit einem kräftigen Fußtritt seine letzte Hoffnung, das letzte Band das ihn an die Erde fesselte.

Helene fuhr empor als sie den Ton hörte. „Um Gott, Tante, er ist wahnsinnig, er ist verloren, wenn wir ihn nicht retten," rief sie entsetzt.

Florine selbst war in höchster Angst und Erregung. Sie ging an seine Thür, sie klopfte, sie bat um Einlaß, vergebens. „Er will mich nicht hören," sagte sie, „weißt Du nichts, was Macht über ihn hat?"

Ein Lichtstrahl flog über Helenens Antlitz. „Das Lied, das ihn immer gerufen," sagte sie leise, „o Gott, dem Ruf wird und muß er folgen!"

Sie eilte zum Flügel; die Hände zitterten, sie vermochte nur leise Akkorde anzuschlagen.

Angst und Kummer fesselten die Stimme; sie schwang sich nicht frei wie sonst empor, sie bebte, aber in ihrem Beben, in ihrem gedämpften sterbenden Ton, klang sie so rührend, so ergreifend, als läge eine tief gebeugte gefesselte Seele vor Gott und bäte ihn in glühender Andacht die Fesseln zu lösen.

Das war zuviel für Felix. Dieses Lied das ihn so oft zu seligen Stunden der Liebe gerufen, das jetzt noch in zauberischen Tönen die Erinnerung heraufbe-

schwor in einer Seele die nichts mehr sah als zertrümmerte Tempel und umgestürzte Altäre, dieses Lied hatte seine süße Macht vertauscht gegen eine unheilvolle. Verloren war was es ihm einst verheißen, es blieb für ihn nichts stehn als das traurige Wort „Laß brechen“ „Dein Herz, es kann, es darf seinen Schmerz nicht ausströmen in Klagen.“ Das war zu viel! Seine Gedanken von der Höhe ihrer lichten Klarheit hinabgerissen zu Unrecht und Schuld, zerrüttet durch den Kampf zwischen Liebe und Verachtung derer die er geliebt, zerbrochen von dem Verlust aller seiner Hoffnungen, verwirrten sich; die Verzweiflung siegte und der Wahnsinn verdunkelter Begriffe trieb ihn vorwärts zu jener entsetzlicher That, die dem Schöpfer ungefordert, ungerufen ein Leben zurückgiebt dessen Lasten zu tragen, dessen Pflichten zu erfüllen der ohnmächtige gebrochne Geist den Muth und die Kraft verloren.

Mit geschlossnen Augen, mit krampfhaft arbeitender Brust hörte Felix zu, dann streckte er die Hand aus, — dann — — — aber die Waffe, emporgehoben die Schuld zu fügen zu unverschuldetem Leid, erfüllte ihre traurige Bestimmung nicht, wenigstens nicht völlig. In der Verwirrung seiner Gedanken, in der wahnsinnigen Heftigkeit seines Schmerzes hatte Felix weder die sich nähernden Schritte des treuen Balthasars, des alten langjährigen Dieners des Hauses, noch seine flehende Bitte um Einlaß gehört. Ahnte der alte Mann welche

unheimlichen Geister dort drinnen auf das arme unschuldige Opfer lauerten? — Die Angst die sein Herz zusammenpreßte gab ihm für Augenblicke erhöhte Kraft. Er stieß die Thür ein, im Moment als Felix das Pistol erhoben; als er den Hahn abdrückte, hatte Jener sich seines Arms bemächtigt, der Schuß verfehlte sein Ziel und, statt die Stirn zu zerschmettern, traf er die Schulter.

Felix war bewußtlos zu Boden gestürzt; Balthasar, rasch über ihn gebeugt, riß gewaltsam das Kleid von der Schulter, sie blutete heftig.

Helenens süßes Lied das mit dem Zauber seliger Erinnerung die düstre Gegenwart erleuchten sollte, es ward plötzlich in furchtbarer Weise unterbrochen. Die sanften Töne, der tiefsten heiligsten Empfindung des Herzens entströmt, trugen sie schon auf den Flügeln neu erwachter Hoffnung empor, dahin, woher alle Hoffnung alle Liebe stammt, da hörte sie das Geräusch der einbrechenden Thür, — da fiel der Schuß — da ertönte der Angstruf des alten Balthasar. —

Entsetzt sprang sie auf; der Gedanke was geschehn sein könnte, gewann nicht Klarheit in ihr, vom Instinkt der Angst, des Schrecks getrieben, stürzte sie nach dem Zimmer des Geliebten. Eine Sekunde lang fesselte das Entsetzen sie an den Boden, dann — ein wilder Schrei, wie einem zum Tode getroffnen Herzen entströmt, ein halb bewußtloses Vorwärtssinken, und sie lag neben Felix, sie hatte ihn mit ihren Armen umfangen, ihre

brechenden Augen schlossen sich an seiner Brust und sein strömendes Blut floß über sie dahin als müßte sein schwindendes Leben sie mit hinabreißen in die Nacht und Finsterniß und das Grauen eines gewaltsamen plötzlichen Todes. — Aber sie war nicht todt, sie erwachte aus langer Ohnmacht unter den zärtlichen Bemühungen Florinens. Sie sah sich wild um, sie schien erstaunt sich in ihrer Stube zu finden. Hatte sie denn all das Gräßliche geträumt? nur im Traum Felix gesehn mit dem todtenblassen Antlitz, den starren leblosen Augen, dem wild verwirrten schwarzen langen Haar und, o Gott, schwimmend in seinem Blut? — Sie öffnete die Lippen um zu sprechen aber kein Ton entrang sich ihrer gepreßten Brust; die angstvolle Bitte um einen Schimmer des Lichts für die Nacht ihrer Verzweiflung lag in ihrem flehenden Blick, in der rührenden Miene mit der sie die gefalteten Hände wie beschwörend zum Himmel erhob.

„Felix lebt" sagte Florine, „die Wunde ist nicht gefährlich, meint der Arzt, aber er bedarf der Ruhe, der Schonung, er liegt in wilden Fieberphantasien."

„Er lebt, er lebt!" rief nun Helene mit einem unaussprechlich dankbaren Blick nach oben, „Gott sei Dank, Gott sei Dank! Ich muß zu ihm!"

Die Tante wollte widersprechen, aber ihr Widerspruch scheiterte an der Ruhe, der Festigkeit die sich in Helenens Zügen aussprach. Sie sagte nichts, sie folgte

ihr nur. Helenens Antlitz wurde wieder todtenblaß, in Zittern durchflog ihre Glieder als sie an das Bette des Theuren, ach, so entsetzlich verwandelten Freundes trat. Fiebergluth brannte auf seinen Wangen, sprühte in wilden Irrlichtern aus den sonst so klaren Augen, und verwirrte Reden, einem zerrissnen Gemüth, einem gebrochnem Herzen entströmt, wurden in abgerissnen Sätzen ausgestoßen. Bittere Vorwürfe gegen die Urheber seines Leids mischten sich in herzzereißender Weise mit den kindlichsten Bitten, ihm seine wahnsinnigen ungerechten Anklagen zu verzeihn. Bald wollte er in Wuth und Raserei den Verband von der Wunde reißen weil er die Schande seiner Eltern nicht überleben könne, bald wollte er Jeden bekämpfen der es wagen würde die Redlichkeit seines Vaters, die Seelenreinheit seiner Mutter zu bezweifeln.

Helene lag auf den Knien an seinem Bett; der treue alte Diener hatte alle Andern entfernt. War das Verbrechen des Herrn leider nicht zu verhüllen, die Schmachgeschichte der Frau wollte er der Oeffentlichkeit entziehn so viel als möglich. Er hielt den Kranken in seinen Armen, er bändigte die Anfälle von Raserei, er warf Blicke des sanftesten Mitleids auf das arme blasse zitternde Mädchen das bei jedem wilden Wort des Tobenden zusammenfuhr, das, thränenlos und ohne Klage, aber ein flehendes Gebet im Herzen und in den Augen, den Kranken bewachte als könne und müsse ihr wacher

Blick ihn an's Leben fesseln, als dürfe er nicht sterben während ihres bebenden angstvollen Herzschlags. Eine furchtbare Nacht ging vorüber; sie hatte Helenen ein düsteres Räthsel gelöst, sie hatte ihr das Leben gezeigt von seiner finstersten Seite. Sie, die auf Blumen gewandelt bisher, hatte in einen Abgrund geschaut; sie, die nichts gewußt von Unrecht und Sünde, hatte Beides erblickt in seiner unverhüllten Häßlichkeit. Wo sie an Redlichkeit geglaubt, da war Betrug; wo sie nichts gesehn als Sanftmuth, Milde, Herzensgüte und Lauterkeit, da war Alles Heuchelei; und das Verbrechen hatte die Farben des Himmels entlehnt, sein unheiliges Treiben unter ihrem Glanz verborgen. Sie, die kaum vom Schein etwas gewußt, starrte entsetzt der Lüge in das plötzlich enthüllte Antlitz.

Wo war denn ihre lichte helle Welt geblieben, wo war der goldne Sternenglanz in dem sie gewandelt, wo war denn Glück und Unschuld, Wahrheit und Lauterkeit? — Ach, wie sie sonst nichts als Licht geschaut, sah sie jetzt nichts als tiefe Nacht. Alles Schöne, Gute, Edle was sie geliebt in der Welt, sie suchte es nur noch in seinem Herzen, und sein Herz lag da, kämpfend und ringend mit derselben furchtbaren Erkenntniß die auch ihren Flug tödtlich gelähmt, lag da verblutend am Schmerz, sterbend weil Andere gesündigt.

Helene kämpfte einen entsetzlichen Kampf in ihrem Innern, einen Kampf der schon manches Herz besiegt

und es getrieben hat zu finsterem Menschenhaß, zu ungerechter Weltverachtung.

Aber ihr Herz war so warm, so wohlwollend; in seiner tiefsten Tiefe lebte etwas, was den Zorn verscheuchte und den Haß nicht litt. Als der Morgen sich emporgerungen aus dem Schooß der Nacht, als nach angstvoll verwachten Stunden Felix eine scheinbare Ruhe genoß, als Florine kam und nach dem Kranken fragte, da trat Helene ihr mit einem Antlitz entgegen, auf dem zwar alles Leid der Erde eingegraben schien, aller Schmerz über ihre Unvollkommenheit, tiefes Grauen vor ihrem falschen Schein, vor ihrem heuchlerischen Gewebe von List und Trug, unaussprechliches Weh über das eigene zertrümmerte Glück, aber nichts von Verachtung, nichts von Anklage, nichts von Haß.

Florinen traten die Thränen in die Augen, als sie in Helenens Antlitz sah. Die Jugend war daraus verweht, das süße Vertrauen des Kindes: und die Reife der Erfahrung die der Mensch sich sonst durch ein ganzes Leben voll Täuschung und Trübsal erringt, die hatte Eine Nacht in diese jungen Züge geschrieben.

Eine Blume im Entfalten gebrochen, ein Vogel im frohen Fluge nach Oben kraftlos niedergesunken, so erschien sie ihr.

Sie hätte ihre Seele ausweinen mögen darüber, und doch lag eine stille Würde in Helenens Wesen die unwillkürlich gebot, die Thränen zurückzudrängen. Sie

war so gewohnt gewesen Helene getragen zu sehen von Freude und Hoffnung; es flößte ihr Achtung ein daß sie so ohne Klage weiterschritt, nun die Freude verwelkt, nun die Hoffnung zertrümmert war.

Noch hatte aber Helenens Lebens ein Ziel, noch durfte sie nicht zusammenbrechen.

Es wurde als selbstverständlich angenommen, daß sie nicht von des Kranken Seite wich. Weder Florinens leicht erregte Prüderie sträubte sich dagegen, noch der Großmama Angst und Sorge um Helenens eignes Wohl.

Denn sie war gekommen die alte Frau! Florinen's Hülferuf hatte sie der geliebten Waldeinsamkeit entrissen; sie stand treu dem Mädchen zur Seite, das sie vor wenigen Monaten als spielendes heitres Kind verlassen, das sie wiederfand wie eine Märtyrerin kämpfend mit dem Weh der Welt.

An ihrer Brust hatte Helene die ersten Thränen geweint über das furchtbare Schicksal das sie betroffen, die ersten und die letzten: denn sie wollte nicht weinen, sie wollte nicht schwach sein, ihr Leben, ihre Kraft gehörten ihm; solange er lebte mußte sie da sein für ihn — weiter dachte sie nicht.

Noch hatte Felix sie nicht ein einziges Mal erkannt; noch hatte ihr Bild sich nur unklar in seine wilden Phantasien gemischt; es war als müsse er die Qual erst austoben die das Verbrechen seiner Eltern in ihm

erregt. Der Arzt kam täglich, früh und spät; die Wunde bedurfte nicht großer Sorgfalt, sie war nur leicht; gegen das tobende Gehirnfieber kämpfte die Wissenschaft vergebens. Der Arzt sah den vergeblichen Kampf; aber er kam, denn er liebte den jungen Mann; er fühlte fast Verehrung für das junge sonst so leichtherzige Mädchen, das so still die schwere Bürde trug. Sein Kommen brachte ihr Trost, das war sein ganzer Erfolg: sein schöner Beruf zeigte ihm hier in der jedem menschlichen Beruf eigenen Unvollkommenheit seine tiefe Schattenseite.

„Ist keine Hoffnung?" fragte die Großmama.

„Nur die auf den Tod", erwiderte der Arzt und eine Thräne glänzte in seinem Auge, „sein Leben bliebe doch nur eine unheilbare Geistesnacht."

Es vergingen traurige Tage. Die wilden Phantasien des Kranken milderten sich nicht, die düstern Bilder blieben dieselben. Das Verbrechen des Vaters, die Schmach der Mutter, sie warfen den tiefen Schatten auf sein Gehirn; er wand sich unter dieser Schmach. Nichts konnte den Schimpf von ihm abwaschen, jeder Traum seines Künstlerberufes der in ihm aufdämmerte ging unter in Schande. Dann war's wieder als müße er die Anklage zurückschleudern, als sei sie falsch wie die Sünde, als könne die ganze Welt ihn eher belogen haben nur nicht das holdselige Antlitz seiner Mutter.

O Gott erlöse ihn! Diesen schmerzlichsten Hülferuf selbstvergessender Liebe hatten seine Geistesqualen dem armen Mädchen, dessen Herz sein war, bereits entlockt. Aber die grausigste Phantasie sollte noch kommen. Die Erinnerung an die That die er begangen, an den Frevel daß er Hand an sein Leben gelegt, wurde plötzlich in ihm lebendig. „Ich bin der größte Sünder von Allen" sagte er wild, „der Erde bin ich entflohen und der Himmel verstößt mich."

Kein Lichtstrahl von der milden Barmherzigkeit Gottes drang in seine Seele, seine Seele die selbst nichts gewesen war als Güte und Milde, die keinem Menschen gegrollt und die — seltsame Verwirrung! — nun doch an Gottes Güte nicht glauben wollte.

„Wäre sie nur dort, Helene", sagte er dann plötzlich dorthin deutend wo der blaue Himmel in wundervoller Klarheit herablächelte auf eine Welt voll Thränen, „wäre sie dort, riefe ihre Stimme mich, das würde mich von der Schuld, von der Qual erlösen. Aber sie fürchtet sich vor mir, sie ist so gut, so rein, sie gehört nicht zu dem Verbrecher."

„Mein Felix, o mein Felix", rief Helene und strich ihm das Haar von der brennenden Stirn, „Du bist kein Verbrecher, Du bist nur unglücklich, nur krank; verjage die trügerischen Bilder, sieh mich an!"

Er schloß seine Augen und wies sie von sich.

„Das ist nicht ihre Stimme" sagte er, „ihre Stimme

tönt nicht dem Sünder, ihr Gesang schweigt für mich, ich will sie auch nicht fesseln an meine Schmach!"

„Barmherziger Gott" dachte Helene, die Stimme die ich mir verliehen glaubte alle Freude meines glücklichen Herzens in die Welt zu jubeln, darf sie jetzt nur ertönen wenn die Verzweiflung, wenn der Wahnsinn es erheischt. Kann ich singen wo ich lieber sterben möchte!

Aber Helene konnte Alles was der sterbende Freund gebot. Wenn's ihm Freude gemacht, sie hätte die Kraft gefunden zu singen während ihm das Auge brach. Sie ging an's Fortepiano, sie öffnete es zitternd, sie schlug leise Akkorde an.

„Um Gotteswillen Du tödtest ihn!" rief Florine als sie sah daß alles Blut aus Felix's Wangen wich.

„Laß sie" sagte die Großmama, „es ist hier nichts zu verlieren."

Helene sang. Wie sanfter Engelston strömte das Lied aus ihrem halb gebrochnen Herzen.

Kirchenglocken hör' ich läuten,
Und ihr Ton so hell und klar,
Ruft zurück mir alte Zeiten
Wo ein glücklich Kind ich war.

Jene Zeit — sie ist vergangen,
Oed' und leer das Vaterhaus;
Zagend schau ich, und voll Bangen
In die weite Welt hinaus.

Ach, und Niemand kann es wissen
Wie es gar so ernst und schwer,
Seine Heimath fliehen müssen
Und sie nirgends finden mehr.

Nirgends? — ach, gesucht mit Schmerzen
Hab' ich, bis ich schaute Dich,
Dich — an Deinem treuen Herzen
Mädchen, fand die Heimath ich!

Helenens Stimme versank in Thränen, aber sie hörte ihren Namen rufen mit so jubelvollem, so freudedurchbebtem Ton, daß es hineinklang in ihre Seele wie der Ruf der Erlösung von Qual und Angst, wie der Ruf „es werde Licht" getönt haben mochte der aus dem Chaos erstandenen Welt.

Felix hatte sich emporgerichtet; seine Augen, weit geöffnet, leuchteten strahlenhell bei dem ersten Schimmer wiederkehrender Freude. Er hatte die Arme ausgebreitet, Helene flog hinein, und als beide sich umschlossen hielten fest und innig, als Helene weinte und schluchzte als müsse das Herz ihr brechen vor Seligkeit, und er die Thränen fortküßte von den Wangen, da war's als sei der Bann gelöst, der wochenlang mit bleierner Schwere auf den beiden unschuldigen Herzen gelastet, als sei die Sonne nun wieder aufgegangen nach fürchterlicher tiefer Nacht.

War's denn wirklich die Sonne die aufgegangen war? Hatte sie denn mit siegender Klarheit die Nebel

verscheucht, zeigte sie denn die Gegenwart und Zukunft im Licht neu erwachter Hoffnung, neu erwachten Glücks? —

Ach, es war nur ein Wechsel bei Felix eingetreten. Die Wiedererkennung der Geliebten hatte die finstern Bilder verscheucht; sie gab ihm liebliche Träume für entsetzliche: Wahrheit gab sie ihm nicht! Er schaute Helenen an mit dem vollen Bewußtsein der Liebe, aber er kannte auch nur sie allein, für keinen Andern hatte er einen Blick, ein Verständniß. Die furchtbaren Ereignisse der Vergangenheit schienen plötzlich ausgelöscht in seinem Gedächtniß. Helene und er lebten in der Fremde, lebten in der Liebe und der Kunst. Sie regte sich wieder machtvoll in ihm die edle Künstlerseele und verkündete in begeistertem Traum ihr reines Streben. Seine Stirn glänzte verklärt unter dem Schmuck erträumter Lorbeerkronen; echter Stolz mit echter Demuth gepaart, legte die Krone ihr zu Füßen, ihr die Gott ihm gesandt, den Funken göttlicher Schöpferkraft anzufachen zur hellen Flamme der Begeisterung die da in Tönen pries Den, der in himmlische Harmonie umwandelt jeden Mißlaut der Erde. Wie rein war das Glück das er sein wähnte, welch' unschuldiges Herz, welch' kindlicher Geist schwärmte in der selbstgeschaffenen Phantasiewelt.

Helene, anfangs tief darniedergebeugt durch die Erkenntniß daß sein gestörter Geist nur die Bilder gewechselt, daß er sich nicht hindurchgerungen zur vollstän-

digen Klarheit, wurde nach und nach hineingerissen in seine Welt voll unschuldiger Träume. Sie träumte mit ihm, ihr Auge leuchtete wie das seine, sie vergaß die Welt, die Vergangenheit, die Zukunft; sie schwebte empor mit ihm, sie sah noch einmal hell über ihrem Haupt den Stern glänzen, und ihr verklärtes Lächeln, ihr süßer Gesang, ihr liebkosendes Wort und ihr warmer Kuß flocht Rosen in seine erträumten Lorbeerkränze.

Es war ein vollständiges Delirium, das Erwachen daraus der Tod, das Verharren darin: Wahnsinn.

Es war herzbrechend für die Andern, dies Glück anzusehn, das da auf einer Wolke durch den Aether schiffte, das da nachtwandelte am Rande eines Abgrunds. Es war herzbrechend und doch wagte Keiner mit Wort oder Blick dies Luftgebild zu zerreißen, doch lauschte Jeder mit Andacht den Offenbarungen eines Geistes, der selbst in seiner Verwirrung noch verrieth, auf welche Höhe er fähig gewesen sich hinauf zu schwingen, zu welchen schönen Hoffnungen er einst berechtigt hatte.

Es war Allen, die dies Krankenlager umgaben, als öffne sich ihnen der Blick in die Zukunft, als schauten sie Felix in schönster Vollendung irdischen Wallens, als stände er vor ihnen, der gottbegabte erleuchtete Künstler, der für sein reines Empfinden, für die Harmonie seines Geistes in den himmelentsprossenen Klängen der Musik die Sprache gefunden; als sähen sie ihn walten im Hause den kindlich frohen, kindlich guten Menschen,

der die Welt liebte wie sie ihn, als sähen sie ihn den träumerischen Ernst seiner Künstlerseele hineintauchen in Helenens jugendfrisches Herz, und seine Schöpfungen schmücken und vollenden mit den blitzenden Geistesfunken ihres früheren sprudelnden Frohsinns. Und nun zu wissen, daß dies Alles nur ein Traum, eine Vision sei, daß der überirdische Strahl dieser lichten Augen erlöschen müsse, daß irdische Nacht ihn decken würde für irdische Augen, und daß er, vom Himmel geliehn, erst dort wieder leuchten würde in seiner seltsamen wundervollen Klarheit! Helene konnte Stundenlang am Bett des Kranken sitzen und nur hineinschauen in das träumerische Licht dieser Augen die bald glühten in der Ekstase seiner verwirrten Phantasie, bald sie anblickten mit dem milden sanften Glanz einer sommerlichen Mondnacht.

— Es war ein furchtbarer Sturz aus der Höhe des Himmels, in den sie sich hineingeträumt, zu der Wirklichkeit einer für sie jeden Glücks, jeder Hoffnung beraubten Erde, als nun doch die Nacht des Todes hinzog über diese geliebten leuchtenden Augensterne, als der brechende Blick des Freundes auf ihr ruhte, Strahl auf Strahl der Liebe darin unterging, als sie ihn umfaßt hielt und mit Angst und Entsetzen hinstarrte auf seine marmorbleiche Stirn; als er zusammensank in ihren Armen, als nun plötzlich die Erkenntniß der Wahrheit über sie kam, und sie mit einem Angstschrei der Verzweiflung aus dem Traum erwachend der ihr das kommende

unvermeidliche Geschick verhüllt, einer Todten ähnlich zusammenbrach über der Leiche dessen, der allein Bedingung ihres Lebens gewesen.

Es war zu Ende mit ihren künstlich erregten überreizten Kräften; völlige Apathie, geistige wie körperliche trat ein, nur zuweilen unterbrochen von Anfällen so trostlosen, so verzweiflungsvollen Schmerzes, daß kein mildes Wort der frommen alten Frau im Stande war, auch nur mit einem Schimmer des Trostes in diese entsetzliche Nacht hineinzudringen. Es war unsäglich traurig, dies arme junge Mädchen zu sehn, deren Jugend unterging im Gram; diese vor sich hinstarrenden Augen ohne einen Strahl der Hoffnung darin, diesen gebrochnen Körper der kraftlos dahinsank unter der Gewalt des Kummers. Keine gewaltsam ausbrechende Krankheit beraubte sie mitleidig des Bewußtseins und führte sie raschen Schrittes der Vereinigung mit dem Geliebten entgegen; nein, sie war nicht krank, sie verlor keinen Augenblick das Gefühl ihres Elends, aber aller Lebensmuth, alle Lebenskraft war dahin, die Hoffnung versunken, der Glaube machtlos, nur die Liebe lebte und suchte mit verzweifelnder Sehnsucht ihr irdisches Ziel im Himmel.

„Sie muß fort von hier, je eher je lieber, trotz ihrer Schwäche“, sagte der Arzt zur Großmama, „ein Wechsel des Aufenthaltes vermag es vielleicht allein noch,

diese Lähmung ihres Geistes zu heben. In der Heimath wird die Erinnerung milder werden."

Helene hob die sterbensmüden Augen auf.

„Aus der Heimath wollte er mich einst holen", sagte sie leise mehr zu sich selbst als zu den Andern, „dort wird er mich finden, ach, in die Heimath!"

Es kehrte fast ein Leben zurück in diese arme vernichtete Seele, als ihre Sehnsucht ein näherliegendes Ziel fand als das Grab. Mit krankhafter Ungeduld betrieb sie die Abreise, und die Thränen Florinens bei dem Abschied fanden keine zur Erwiederung, wurden nur beantwortet durch die mit tiefem Seufzer hervorgestoßene Bitte, ihr die Trübsal zu verzeihn, die sie schuldlos in ihr Haus gebracht.

Florine war nie so tief betrübt gewesen als da der Wagen, in den man das arme zusammenbrechende Kind getragen, ihren Augen entschwand. Nun war sie wieder allein, nun hatte sie wieder nichts als ihre Bücher. Doch nein, sie hatte mehr! Seit Helene bei ihr gewesen, war ein Strahl lebendigen Lebens in ihre künstlich erzogne Seele gedrungen. Unter den todten in ihrem Gedächtniß aufgehäuften Zahlen stand von nun an mit unverlöschbarer Flammenschrift das Jahr verzeichnet, in dem der Sturm der Welt vernichtend zog über Helenens blüthenreiches Dasein. Sie war weicher

geworden durch den Schmerz; denn sie dachte nicht an sich, wenn des Mädchens liebliches Bild vor ihre Seele trat.

Daheim erwartete man mit schmerzlicher Sehnsucht die Reisenden. Es war eine qualvolle Zeit vergangen für den alten Mann und Eduard, fast qualvoller für sie in der ungewissen Angst als für die Großmama, die wenigstens den traurigen Vorzug gehabt jeden Augenblick um das liebe Kind sein, mit Trost Rath und Hülfe ihm zur Seite stehn zu dürfen.

„Sie wird, sie muß sich bei uns erholen, muß hier das Leben wieder liebgewinnen, sieh, wie schön es hier ist", sagte der alte Förster.

Aber Eduard schüttelte traurig den Kopf.

Und schön war es, denn der Frühling zog leuchtend über die Erde und der erste grüne Schimmer verschleierte schon den Wald.

Ach, die Frühlingsheiterkeit lockte wenigstens erleichternde Thränen in Helenens Augen, denn als der Wagen hielt vor der trauten Heimath ihrer Kindheit, als der Quell ihr entgegenrauschte und die ernsten Bäume winkten und den Frühlingsgruß der neu erstandenen Welt ihr zunickten, da thaute der eisige Schmerz auf in lindernde wohlthätige Thränen. Eduard hob sie

aus dem Wagen, trug sie in's Haus und legte sie auf den Lehnstuhl den er dann an's offene Fenster in den hellen Strahl der Frühlingssonne rückte.

Es war ein stiller Empfang den Helene im Vaterhause fand; nur Nero das treue Thier war außer sich vor Freude, als er seine Herrin begrüßte, und erst Eduards strenges Gebot brachte ihn zur Ruhe.

„Es ist Alles, Alles umsonst", sagte Helene mit einem traurigen Blick auf Eduard, „es kommt doch so wie's mein armer Vater gesungen:

Und wenn die Freude
Der Jubel verhallt,
Dann kehre ich wieder
Zu sterben im Wald.

Es stirbt sich nur so langsam, ach so langsam", fügte sie hinzu, und als Eduards trauriger Blick sie zu fragen schien: „kannst Du's denn nicht erwarten von uns zu scheiden", da versuchte sie es wohl ihn freundlich, lächelnd, anzusehn, aber wie ein Regenschauer die Frühlingssonne verhüllt, so überflutheten und verdunkelten Thränen Helenens Lächeln.

Eduard konnte es nicht ertragen. Er stürmte hinaus in den Wald. — Dort, wo sie einst jubelnd geruht auf dem Teppich von Haidekraut, wo sie die Rosen überstrahlt an Anmuth und Jugendblüthe, dort sank er auf seine Knie, dort hob er angstvoll die Hände gen Himmel und rief mit halb erstickter Stimme:

„O Gott, sie stirbt, sie muß sterben; sie liegt darnieder — mit gebrochenen Flügeln!“

Er hatte Recht. Helene, herabgestürzt von der Sonnenhöhe des Glücks in die Tiefe irdischen Weh's glich der armen kleinen wilden Taube. Derselbe zum Sterben müde hoffnungslose Blick, mit dem jene ihn damals angeschaut, als er das Urtheil sprach über sie, hatte ihn heut getroffen aus Helenens Augen und ihn hinausgetrieben in den Wald, den wilden Kampf des tief verwundeten Herzens in der Einsamkeit auszukämpfen.

Helene erhob sich nicht wieder, die Heimath konnte ihr ja nicht wiedergeben was sie verloren, sie milderte nur ihren Schmerz zu sanfter stiller Melancholie. Sie klagte über kein körperliches Leiden, sie hatte auf jede Frage dasselbe freundliche: „ich bin nicht krank“; aber ihre Kräfte, zu gewaltig erschüttert, schwanden mehr und mehr dahin. Felix war fast ihr einziger Gedanke bei Tag und Nacht: mit ihm vereint zu werden, ihre einzige Sehnsucht. Sie sprach seinen Namen nicht aus, sie weinte auch nicht mehr, aber ihre Gedanken rissen sich nur mühsam von ihm los, um der treuen Liebe, die sie umgab, ein dankbares Lächeln, einige freundliche Worte zu spenden.

Ach und immer süßer lächelte sie, immer sanfter, immer liebreicher wurden ihre Worte, je mehr die Hoffnung zu sterben zur Gewißheit in ihr wurde. In dem Bewußtsein ihrer baldigen Vereinigung mit Felix, wie

verklärte sich da ihre Sehnsucht, wie läuterte sich ihr Gram, wie durchgeistigt ward ihre Liebe, wie streifte sie mehr und mehr die irdische Selbstsucht ab.

Der nahende Tod versüßte den nagenden Schmerz. Der Frühling draußen der die Erde schmückte und Helenens Abschiedsblick auf Blüthen weilen ließ, weckte neue Hoffnung in ihrer Seele, die Hoffnung auf himmlisches Glück. Heilige Andacht strömte der Wald in ernsten Feierstunden in ihre Seele: von der frommen Ergebung Derer, die sie umgaben, lernte ihr Herz einen neuen Glauben, einen Glauben himmlischer über der irdischen Liebe. Noch war: „sterben, sterben“, ihr heißes Gebet; aber nicht die Verzweiflung — Hoffnung und Sehnsucht sprachen es aus.

Hinauf, hinauf! der Tod kann allein sie wiedergeben die leuchtenden Schwingen, die das Leben gebrochen!

Ihr langsames Scheiden war so lieblich als traurig. Sie war wie ein Kind das am Heimweh erkrankt und das die Eltern barmherzig in die Heimath rufen. Auf den blassen Wangen, den vergrämten Zügen ist sie noch zu lesen die beklemmende Angst, das tiefe Weh, der Todeskampf der sich sehnenden Seele: aber der Ruf in die Heimath dringt wie ein Sonnenstrahl in die Nacht; die Freude wagt sich wieder hinein in das arme gequälte Herz, und je mehr sich das Kind dem lieben ersehnten

Vaterhause naht, je heller, je seliger leuchtet sie auf in den Augen.

Die schönen Augen glänzten wieder in dem Licht das Felix hineingestrahlt mit seiner Liebe, aber kein Schimmer des früheren so reizenden jugendlichen Uebermuths wagte sich hinein in den überirdischen Glanz. Eduard gedachte wieder des feierlichen Ernstes ihrer Züge an ihrem Einsegnungstage als sie geweiht wurde zum Leben. Welcher Jubel, welche Kämpfe waren gefolgt, und wie friedlich wie verklärt war jetzt der Ernst ihres Antlitzes, nun das Leben sie geweiht zum frühen Tode.

Die rothe Rose war zur weißen verklärt, die Blüthe verweht, aber der engelreine Geist der Liebe schwebte über der schönen dahinwelkenden Hülle.

Daß Helene sterben mußte sahen Alle die sie umgaben; denn das brennende Fieber das durch ihre Adern schlich, ließ sich nicht bannen; aber Jeder drängte das eigne Leid zurück in die innerste Brust, um der Sterbenden den Abschied nicht zu trüben. Kein lauter Schmerz klammerte sich angstvoll an ihr schwindendes Leben, sie sah nur friedliche, freundliche Gesichter um sich.

Verstand sie diese entsagende Kraft, diese auf wahre Frömmigkeit, auf uneigennützigste Liebe gebaute Seelenstärke? — Verstand sie das unheilbare Weh das sie Eduard zufügte durch dies freudige Sterben für einen Andern? — Ach alle Liebe für die alten Großeltern,

die sie, wie jene gehofft, hatte begleiten sollen bis zum Grabe, sie drängte sich jetzt zusammen in die kurze Frist ihres Lebens; ein voller heller Strahl der scheidenden Sonne! Gegen Eduard war sie von engelhafter Freundlichkeit. Sie hatte immer ein Lächeln, wenn er kam; nur er durfte sie auf ihren Platz an's Fenster tragen, wo sie Tag für Tag saß, hineinschaute in den grüner werdenden Wald, wo sie den Quell rauschen hörte der ihr einst so übermüthig zugejubelt in der Kindheit fröhlichen Tagen, wo sie nun zusah wie sein Rand sich mit Blumen schmückte, während ihre irdischen Blumen verwelkt waren, während sie auf den Frühling dort Oben hoffte.

Seltsamer, in's Herz schneidender Kontrast! Ueppiges nun keimendes, übersprudelndes Frühlingsleben im alten Wald, und das langsame Sterben des jungen einst so blühenden Mädchens. Aber sie stirbt ewigem Frühling entgegen, während sein Leben an die Erde gebannt bald blühend bald sterbend je nach dem Lauf der Jahreszeiten ein Sinnbild ist des ewigen Wechsels von Freud' und Leid auf dieser irdischen Welt.

Körperlich schien Helene wenig zu leiden, sie war nur schwach bis zur Ohnmacht und der oft von angstvollen Phantasien unterbrochne Schlummer stärkte sie nicht. Sie schien sich auch zu fürchten vor der Nacht, sie litt kein verhülltes Fenster in ihrem Zimmer, hell mußten die Sterne hineinscheinen. „Er ist traurig, daß

ich noch nicht komme," sagte sie wenn Wolken die Sterne verdunkelten.

„Sie kommen nicht zu uns" sagte sie einst zu Eduard, auf die flammenden Lichter des Himmels deutend, „wir müssen zu ihnen. Wer sie herabzuziehn wagt auf die Erde, den vernichten sie mit ihrem überirdischen Glanz."

Jedes Wort das sie sprach grub sich fest ein in Eduards Seele. Mit seinem Herzblut erkaufte er sich diesen Schatz schmerzlich süßer Erinnerung für die düstere Zukunft.

Sie sprach seltner, je näher die erlösende Stunde kam, je mehr der befreite Geist aufwärts schwebte, aber sie hatte gern ihre Lieben um sich. „Ihr sollt mich ihm geben" sagte sie. „Ihr müßt alle da sein wenn er kommt."

Wie innig ihr Herz an Allem hing was zur Heimath gehörte, hindurch blickte es durch ihre Sehnsucht nach dem Tode und versöhnte die Eltern, versöhnte Eduard mit dieser schmerzlichen Sehnsucht.

Worte sagen es nicht wie mild und sanft sie war; selbst gegen Nero war sie doppelt zärtlich, und ihre schwache Hand fuhr oft schmeichelnd über sein zottiges Haupt. Es war als verstände das kluge Thier, daß sie auf's Neue fortgehn wolle. Es ruhte am liebsten zu ihren Füßen, den Kopf emporgehoben und die treuen Augen auf sie gerichtet. Sie war ja seine Gespielin gewesen, sie hatte ihn geliebkos't, war oft mit ihm durch

Feld und Wald gestreift, hatte ihr Frühstück, wie oft mit ihm getheilt. Das alles vergißt ein Hund nicht.

Wer sollte sie überhaupt vergessen können! ihr fröhliches unschuldiges Leben, ihr tiefes Leid, ihr sanftes Dahinsterben jemals vergessen können!

Nur leichte Fesseln hielten sie noch zurück.

Sie sanken, eine nach der andern, wie Blumenketten vom nächtlichen Wind angeweht.

Sie lag in ihrem Lehnstuhl am Fenster, das glänzende Auge schaute hinein in die Sternennacht, das müde Haupt ruhte in den Armen der alten Frau die über ihren Ausgang betete wie sie einst ihren Eintritt in's Leben mit frommem Segenswunsch begrüßt hatte.

Der alte Vater meinte, er könne sie nicht sterben sehn. Er saß da, das Haupt in beide Hände gestützt, und rang mit dem Schmerz, der ihm die Dornenkrone auf die weißen Locken drückte.

Eduard lag auf den Knieen vor Helenen; er sah die Glorie des Todes über ihrem Haupt; in die Nacht seiner Gedanken drang sie nicht.

Helenens Blick fiel auf ihn, er ruhte fast angstvoll auf seinen Thränen. Womit sollte sie ihn trösten? — Sie nahm endlich seine Hand und drückte sie sanft an ihr Herz; sie bog sich zu ihm herab und sagte leise:

„Drücke Du mir die Augen zu, mein Freund, mein Bruder, geleite Du mich zum Glück, willst Du?“ — —

Ein krampfhaftes Schluchzen war seine Antwort.

Die Fassung hatte ihn verlassen, ihn, den kräftigen Mann.

Sie fuhr noch sanfter fort: „Willst Du wohl an Deine Worte denken, damals am See? Solchen Frieden, solche Klarheit, solche Reinheit in eines Menschen Brust, das ist Glück, so sagtest Du. —

... Das ist Dein Glück, Eduard, willst Du's annehmen vom Himmel? — Willst Du" — — sie sprach nicht weiter, aber sie deutete auf die alten Eltern mit einem so flehenden Blick, daß er wohl verstand was sie meinte.

Er sagte kein Wort, aber er hob die Rechte wie schwörend gen Himmel. Sie lächelte ihm den Dank zu, dann schloß sie die Augen.

War's zum letzten Schlummer? — Aber noch hoben sanfte Athemzüge die Brust. Der alte Förster war jetzt auch hinzugetreten und schaute schweigend auf das bleiche Kind; Eduard lag noch auf den Knieen: aber in seinem Blick flammte ein begeisterter Entschluß; die Mutter betete still fort.

Lautloses Schweigen im Zimmer und draußen im Walde jene heilige Stille wie sie oft waltet im grünen herrlichen Tempel des Herrn, und das Herz stimmt zu feierlicher Andacht.

Kein noch so leises Rauschen in den Bäumen, kein lockender Ton der Vögel, kein Ästekrachen unter den Schritten eines verspäteten Wandrers. Nur der Quell

sang sein frohherziges Lied von Jugendlust und Jugendlaune, während der Wald lauschte dem sanften Entschlummern einer müden Seele, während die Sterne die Heimath der Heimwärtsziehenden erleuchteten und Gottes Stimme, im heiligen Schweigen der Natur sich eben so verkündend wie laut ertönend im Sturm, zu sich rief sein armes liebes Kind, dem die Liebe, die Hoffnung, die Sehnsucht nach Glück Flügel gegeben, dem die Welt sie gebrochen hatte.

Folgte Helene schlummernd dem Ruf? — Aber nein, noch einmal öffnete sie die großen glänzenden Augen, noch einmal richtete sie das Haupt empor. „Dort, dort!“ sagte sie dann mit hellklingender Stimme und deutete hinauf zum Abendstern, der hoch oben über der dunkeln Fichte stand und mit flammendem Glanz alle andern Sterne überstrahlte.

Da sank sie zurück und im Anschauen des Sternes verschleierte sich der Blick bis er brach; und das Herz das so jubelnd einst der Welt entgegengeschlagen in kindlicher Freude, das so sehnsüchtig auf den Himmel gehofft, darniedergeworfen von Leid und Gram, stand still: es hatte ausgeschlagen.

Kein Schluchzen, kaum ein Athemzug unterbrach die heilige Stille; nur draußen ein langgezogenes schmerzliches Geheul des armen Nero, den man ausgeschlossen vom Sterbezimmer.

Aber es war nur ein einziger langsamer verhallen-

der Klageton, eine flehende Bitte ihn nicht zu vergessen, dann legte sich das treue Thier auf die Thürschwelle und harrte geduldig auf Helenens lockenden Ruf. — —

Eduard hatte die Entschlafene sanft aus den Armen der zusammensinkenden alten Frau genommen; er trug sie auf ihr Lager, er legte seine Hand auf die gebrochnen Augen, sie schließend wie er's versprochen, und wiederholte wortlos das Gelübde, ein Trost zu sein den armen gebeugten alten Leuten, sein Herz rein zu erhalten und klar, nach Frieden zu streben mit aller Kraft männlichen Willens, aller Ergebung des Christen.

So hatte das letzte unschuldige Opfer der Sünde Andrer seine kurze irdische, an Glück und Leid so reiche Wallfahrt vollendet.

Ueber dem mit Blumen geschmückten Sarge reichten die alten Leute sich ernst und schweigend die Hand. Ihre Blicke flossen ineinander, diese Blicke voll Liebe, voll Treue, voll Frömmigkeit. Ausharren mit einander bis an's Ende, das sagten diese Blicke. Ihr Schmerz war sehr still, Eduard mußte den seinen erst austoben. Die Kämpfe der Jugend sind so stürmisch; es ist so viel in einem jungen Herzen das sich auflehnt gegen den Schmerz, das ihn zurückweisen möchte wie ein Unrecht. Wer dem Ende des Lebens nahe steht, übergiebt sich mit seinem Schmerz dem Himmel; die Jugend fühlt noch die Rechte der Welt und der Streit mischt sich in den Kummer. Sie sträubt sich gegen das Leid und das ist ihre Hülfe.

Die Zeit mildert, verwischt, verklärt; das Leben macht seine Ansprüche geltend und die tief dem Menschen inwohnende oft unverstandne Sehnsucht nach Glück, das Verlangen höher zu stehn als das Schicksal treibt das Herz an, den Grundstein des zertrümmerten Gebäudes zu bewahren tief und heilig; und auf alter lieber Stätte dem Vergangnen einen Tempel bauend, baut und pflanzt es dort für Gegenwart und Zukunft. Kräftige Naturen zerschmettert das Schicksal oder es schmiegt sich endlich zu des Siegers Füßen.

Eduard hatte ein felsenkräftiges Gemüth das emporstrebte aus den Wogen der Leidenschaft. Aber wie hart in einem solchen Gemüth der Kampf ist, wie lange er währt, wie an Verlusten reich der Sieg — wer vermag's zu ergründen!

Ernst und gebeugt schreitet das Leid durch die Welt; lächelnd auf blumigen Pfaden oft wandelt die Schuld; aber wer da beiden in's Herz schaut, dem wird sie klar werden, die ausgleichende Güte, die strenge Gerechtigkeit Gottes.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.